



ZEITZEICHEN
ERZÄHLUNGEN
CHRISTIAN KNIEPS

Das Federkleid

Die magische Realität erstarb in dem Moment, in dem sie die Federn ihres Kleides verlor, und es war nicht so, dass sie in einem einzigen, jähem Augenblick zu Boden fielen, sondern dass sie sich Zeit nahmen, als hätten sie sich verabredet, in einem leisen, kaum spürbaren Rhythmus zu sinken, einer nach der anderen, jede mit einem eigenen kleinen Zögern, als wollte sie sich ein letztes Mal vergewissern, ob es wirklich an der Zeit sei, den Körper zu verlassen, den sie so lange geschmückt hatten, jenen Körper, der nicht nur ihr eigener war, sondern der auch der Gemeinschaft gehörte, die sie von Kindheit an mit scheuen Blicken, ehrfürchtigen Gesten und schweigenden Ritualen begleitet hatte, als wäre sie ein lebendes Symbol für ein Wissen, das die Alten längst verloren und die Jungen nie erlangen werden.

Die Federn fielen einzeln zu Boden, in einer Traube aus Schweigen, und während sie fielen, spürte sie mit jeder Faser ihres Wesens, dass etwas Unumkehrbares geschah, etwas, das sie geahnt, aber nie ganz geglaubt hatte, etwas, das in jeder Feder steckte, die nun ohne Wind und ohne Drängen, einfach aus sich selbst heraus ihren Platz an ihrer Haut aufgab, um sich dem Erdboden zu überlassen, der sie mit einer unerwarteten Sanftheit empfing, als wäre er schon lange vorbereitet gewesen, als hätte er die Federn erwartet, als wüsste er um ihr Kommen, um die geheimen Gebete, die nächtlichen Opfer, die stillen Hoffnungen, die die Menschen ihrer Gemeinde unter den Mauern des heiligen Tanzhauses geflüstert hatten, während sie die leuchtenden Federn an den Zweigen der uralten Bäume festbanden, in der Hoffnung, dass die Tänzerin sie eines Tages mit einer neuen Bewegung erlösen würde.

Sie hatte geahnt, dass dieser Tag kommen würde, hatte es gespürt in den kleinen Rissen, die sich manchmal zwischen die Federn drängten, in den Nächten, in denen sie aufwachte und dachte, dass sie leichter geworden war, nicht im tänzerischen, sondern im verlierenden Sinne, als ob etwas von ihr abblätterte, kaum merklich, aber mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldet, und doch war sie sich sicher gewesen, noch ausreichend Zeit zu besitzen, um ihre wesentlichsten Aufgaben zu erfüllen, jene Aufgaben, die nicht nur mit ihrer Arbeit als Tänzerin zu tun hatten, auch nicht allein mit dem Unterricht jener jungen, oftmals lernunwilligen Kinder, die zum Tanzen getrieben wurden, getrieben von Müttern, von Priesterinnen, von der Idee, dass aus jeder eine Schwanenkönigin werden könnte, solange man sie nur fest genug an den silbernen Gürteln band, als sei Schönheit und Anmut eine Frage der Disziplin und nicht der Hingabe, doch sie wusste, dass hinter diesen Erwartungen noch etwas Dunkleres, weitaus Unergründlicheres lauerte, ein unausgesprochenes Wissen, dass ihre Tänze nicht nur das Auge, sondern das Schicksal der Gemeinschaft lenkten, dass mit jeder ihrer Bewegungen eine Linie gezogen wurde, die die Welt auf geheimnisvolle Weise ordnete oder im schlechten Falle verwirrte.

Sie selbst hatte nicht gezwungen werden müssen, nicht von außen und auch nicht von einer anderen Hand, denn im Tanzen lag für sie von Anfang an eine eigene magische Realität, eine Realität, die nicht nur mit der Bewegung begann, sondern auch mit der Stille davor, mit dem Einatmen, dem Sammeln der Kraft, dem Spüren der Luft auf der Haut, die später vom Federkleid bedeckt sein würde, einer Haut, die lernte, die Berührung der Federn nicht als Fremdkörper, sondern als Erweiterung des eigenen Körpers zu begreifen, als eine Art zweiter Haut, die nicht auf Schutz, sondern auf Verwandlung aus war, die nicht abschloss, sondern etwas öffnete, die nicht verbarg, sondern ein Inneres offenbarte, die mit jeder Berührung ein Versprechen flüsterte, ein leises, schimmerndes, fast entrücktes Versprechen, das nur jene hören konnten, die tief genug lauschten, jene Alten, die nachts vor den Toren wachten, jene Kinder, die heimlich die Linien der Tanzfiguren in den Staub zeichneten, ohne zu wissen, dass sie längst Teil eines uralten, rätselhaften Gefüges geworden waren.

Einfach loslassen, sagte sie sich immer wieder, einfach loslassen und einfühlend in die Magie des Momentes, in die Realität der magischen Verwandlung des Menschen an sich, nicht um schöner oder größer oder mächtiger zu werden, sondern um in etwas einzutreten, das jenseits der eigenen Begrenzung lag, in eine Bewegung hinein, die nicht mehr nach einer Choreografie fragte, sondern die sich aus dem Innersten heraus formte, aus dem Drang, zu kreisen und zu steigen und zu sinken und zu verharren und um wieder zu kreisen, und in diesem Kreisen die Welt zu vergessen, nicht weil sie nicht wichtig war, sondern weil sie plötzlich aufgehoben schien, in einem Tanz, der keine Schwerkraft mehr kannte, der sich über den Körper erhob und gleichzeitig tiefer in ihn eindrang, als könne er beides zugleich: fliegen und wurzeln, schweben und sinken, leicht werden und schwerer, während die Stimmen der Versammlung, die sich unsichtbar um den Tanzplatz legten, ein leises, sirrendes, fast traumhaftes Raunen bildeten, das wie ein Schattenlied durch die schwebende Dunkelheit zog, um dort scheinbar unsichtbar zu vibrieren.

Nun stellte sie sich die Frage, ob sie die magische Realität des Tanzes noch erleben konnte, obwohl sie ihr Federkleid verloren hatte, und diese Frage war kein bloßes Grübeln und kein oberflächliches Überlegen, sondern eine Frage, die sich tief in ihre Bewegungen eingrub, die jede Geste durchdrang, als wäre der Zweifel selbst ein unsichtbarer Partner geworden, der mit ihr tanzte, der ihr die Hand reichte und gleichzeitig die Schritte bremste und der sie umkreiste, ohne sich zu zeigen, und der doch spürbar war in jeder leichten Verzögerung, in jeder Wendung, die einen Hauch zu spät kam, als ob die Zeit selbst ein wenig müde geworden wäre, als ob die Zeit selbst einen Moment innehalten wollte, bevor sie weitertanzte, und während sie so tanzte, spürte sie, wie aus den Schatten der Säulen, die den rituellen Kreis umgaben, die alten Frauen traten, deren Gesichter von tiefen, mystischen Falten gezeichnet waren, Frauen, die einst selbst Federn getragen,

die einst selbst getanzt hatten, und deren Augen ein Wissen trugen, das tiefer reichte als jedes Wort, ein Wissen, das sie nun mit ihr teilten, stumm, doch leuchtend.

Langsam setzte sie einen Fuß vor den anderen, nicht, um zu fliehen, nicht, um anzukommen, sondern um sich selbst zu spüren, um zu fühlen, wie der Boden unter ihrer nackten Sohle nachgab, ein winziges, fast unmerkliches Nachgeben, das doch den Unterschied machte zwischen Schweben und Gehen, zwischen der Magie und der Realität, die sich nun, ohne Federkleid, ineinander verflochten mussten, weil sie nicht mehr zu trennen waren, weil sie sich nicht mehr aufteilen ließen in das Eine und das Andere, sondern weil sie nur noch gemeinsam existieren konnten, so wie ihre nackte Haut nun existierte, ohne die schimmernden Federn, aber mit dem Wissen um deren einstige Wärme, deren einstige Kraft, und während sie so stand, mit dem einen Fuß leicht angehoben, spürte sie, wie der Wind kam und eine der Federn aufwirbelte, eine einzelne, die nicht zu Boden gefallen war, sondern an ihrem Haar hängen geblieben war, dort, wo sie sie nicht hatte fühlen können, und nun, da der Wind sie löste, fiel sie langsam, wie in einer eigenen Zeit, und legte sich ihr vor die Füße, als letzte, als erste, als Zeichen, als leise Erinnerung an eine andere Ordnung, an einen Kreis, der sich weiterdreht, auch wenn niemand mehr tanzt.

Sie drehte sich um die eigene Achse, nicht schnell, nicht langsam, sondern in einem Tempo, das keinem Takt gehorchte, sondern nur dem inneren Gefühl, dass der Kreis geschlossen werden musste, dass es eine Linie gab, die sie nicht sehen, aber erspüren konnte, eine Linie, die ihren Tanz führte, auch ohne die magische Präsenz des Federkleides, und während sie sich drehte, schloss sie die Augen, nicht um zu vergessen, sondern um tiefer zu sehen, um die Welt nicht mit den Augen, sondern mit der Bewegung zu erfassen, mit dem leisen Strömen des Blutes, mit dem Heben und Senken des Atems, mit dem Herzschlag, der den neuen Takt vorgab, einen Takt, der leiser war als alles, was sie bisher getanzt hatte, aber auch klarer, wahrhaftiger, weil er ganz aus ihr selbst kam, weil er nicht auf den Applaus der Welt wartete, sondern nur auf den eigenen Klang lauschte, den Klang des inneren Raumes, der immer da gewesen war, auch unter den Federn, auch unter dem Glanz, auch unter der Erwartung, während die Schatten der alten Frauen sich um sie schlossen, sie in einen Kreis nahmen, in dem die Stille selbst wie ein sanftes, schützendes Tuch wirkte, ein Tuch, das sie nicht verhüllte, sondern ihr die Freiheit schenkte, zu werden, was sie immer schon war: eine Tänzerin ohne Federkleid, aber mit dem ewigen Lied in der Seele, zu dem sie den Rhythmus des Tanzes paarte – wie keine zweite.

Unter dem leisen Atem der Zeit

Es gibt Erinnerungen, die man nicht einmal dann abschütteln kann, wenn man sich mit der ganzen Entschlossenheit eines Menschen, der seine eigene Schwäche verachtet, gegen sie zur Wehr setzt, weil sie sich wie Wurzeln in das Gedächtnis graben, unsichtbar und doch unzerreißbar, und zu diesen Erinnerungen gehören für mich die beiden kleinen Leben, die so rasch und beinahe lautlos aus unserer Welt verschwanden, bevor sie überhaupt die Gelegenheit hatten, in ihr anzukommen, als hätte der Körper meiner Frau in einem geheimen, nur ihm bekannten Akt der Selbstverteidigung beschlossen, sie nicht hereinzulassen, und ich stand daneben, hilflos wie ein Mensch, der ein Erdbeben beobachtet, das unter seinen Füßen die Fundamente seiner eigenen Zukunft zerbricht, während in meinem Inneren ein Zittern begann, das erst Jahre später aufhören sollte.

Wir hatten uns, damals noch voller ungeduldiger Erwartung, ausgemalt, wie es sein würde, das erste Kind in den Armen zu halten, mit diesem absurden Gefühl von Bedeutung, das Elternschaft so vielen Menschen gibt, und wir hatten die leisen, aber so verlockenden Gedanken genährt, dass unser Leben eine neue Achse bekäme, um die sich alles drehen würde, doch schon nach wenigen Wochen verwandelten sich die Hoffnungen in diese lähmende Stille, die in einem Arztzimmer herrscht, wenn der Ultraschall nur Leere zeigt, und die Stimme des Arztes nüchtern bleibt, weil jede Regung zu viel wäre, und auf dem Rückweg aus der Praxis schien selbst die Stadt leiser zu atmen, als wollte sie unser Unglück nicht stören.

Wir gaben nicht auf, nicht sofort, weil man nach dem ersten Verlust noch glauben kann, dass er ein Ausrutscher, eine Laune des Schicksals war, ein schlechter Wurf, der schon beim nächsten Versuch durch Glück ersetzt werden könnte, und so hielten wir uns an den medizinischen Erklärungen fest wie Ertrinkende an einem morschen Brett, wohl wissend, dass es uns nicht sicher ans Ufer bringen würde, und doch unfähig, es loszulassen, während im Hintergrund die Uhr tickte, nicht laut, aber mit der Grausamkeit der Beständigkeit.

Das zweite Mal jedoch, als der winzige Herzschlag plötzlich verstummte, als der Monitor still blieb und die Frauenärztin mit diesem Blick, der Mitleid und Routine mischt, den Kopf schüttelte, war es, als hätte uns jemand ohne Vorwarnung den letzten Rest jugendlichen Glaubens an die Gerechtigkeit genommen, und wir blieben mit einer Leere zurück, die nicht nur den Körper, sondern auch die Nächte und die Sprache zwischen uns ausfüllte, und in den langen Stunden der Dunkelheit, wenn ihre Hand neben meiner lag, fühlte ich, wie sie sich manchmal zurückzog, als wolle sie nicht, dass ich spürte, wie sehr sie weinte.

Danach kam das Schweigen – ein langes, zähes Schweigen, in dem wir nicht über Zeitpläne oder medizinische Möglichkeiten sprachen, weil wir verstanden hatten, dass Hoffnung in dieser Form nur eine Art wiederkehrender Selbstverletzung war, und in diesem Schweigen beschlossen wir,

wenn auch unausgesprochen, den Kinderwunsch beiseitezulegen, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus einer Art vorsichtiger Selbstschonung, die wie ein dünner Eispanzer zwischen uns und der nächsten Katastrophe liegen sollte, und wir lebten auf dieser schmalen Fläche, immer darauf bedacht, nicht zu weit hinauszugehen, damit das Eis nicht brach.

Es gab in den folgenden Jahren Momente, in denen wir fast vergaßen, dass wir jemals Eltern hatten werden wollen, Momente, in denen wir das Leben zu zweit als eine Art abgeschlossene Komposition betrachteten, nicht vollkommen, aber in sich stimmig, und wir füllten unsere Tage mit Arbeit, Reisen, Freunden und kleinen Projekten, als müssten wir ständig etwas tun, um nicht zu viel Raum für das alte Begehren zu lassen, das manchmal wie ein leiser Windstoß zurückkehrte, um uns an das zu erinnern, was wir verloren hatten, und manchmal blieben wir dann wie zufällig an Schaufenstern mit Babysachen stehen, um uns gleich darauf wieder in die Bewegung des Alltags zu stürzen.

Vielleicht war es diese bewusste Abkehr, die das Schicksal reizte, uns ein letztes Mal auf die Probe zu stellen, denn es geschah in einem jener Jahre, in denen wir an nichts weniger dachten als an Familienplanung, dass meine Frau begann, eine Müdigkeit mit sich herumzutragen, die sie selbst nicht ernst nahm, bis der Kalender ihr eines Tages in aller Nüchternheit vorrechnete, dass etwas nicht stimmte, und wir uns mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und beinahe kindischem Lachen wieder vor demselben Arzt wiederfanden, der uns schon so oft schlechte Nachrichten hatte überbringen müssen, doch diesmal lag auf dem Bildschirm dieser pulsierende Punkt, klein und stur wie ein Herz, das beschlossen hatte, nicht mehr fortzugehen.

Diesmal blieb er, Woche für Woche, Monat für Monat, als wolle er uns beweisen, dass nicht jede Geschichte, die mit Verlust beginnt, auch mit Verlust enden muss, und langsam, sehr langsam, wagten wir wieder zu träumen, vorsichtig, wie Menschen, die gelernt haben, dass selbst die schönsten Aussichten trügerisch sein können, und doch mit einer Wärme im Blick, die sich von Tag zu Tag weniger verbergen ließ.

Die Schwangerschaft verlief, als hätte sie beschlossen, uns nach all dem Vergangenen mit ihrer Selbstverständlichkeit zu verhöhnen, und während ich meiner Frau dabei zusah, wie sie in dieser neuen, alten Rolle aufging, spürte ich, wie sich etwas in mir löste, ein Knoten, der so lange in meiner Brust gelegen hatte, dass ich vergessen hatte, wie es sich anfühlte, frei zu atmen, und ich ertappte mich dabei, wie ich schon mitten im Sommer den ersten Herbst mit ihr im Kinderwagen plante.

Als unsere Tochter schließlich zur Welt kam, gesund und laut, mit diesem Schrei, der mehr über das Wunder des Lebens sagt als jede Predigt, war es, als hätte jemand eine Tür geöffnet, hinter der all die Jahre lang das Licht gewartet hatte, und in den Wochen danach konnte ich mich an ihrem Anblick nicht sattsehen, weil ich immer noch damit rechnete, dass ich aus diesem Glück aufwachen

würde, und jedes Mal, wenn sie ihre Hand um meinen Finger schloss, hatte ich das Gefühl, dass sie damit auch die zerrissenen Fäden der Vergangenheit zusammennähte.

Doch das Leben, das uns zuvor so oft im falschen Moment den Boden unter den Füßen weggezogen hatte, zeigte sich nun von seiner verschwenderischen Seite, und kaum dass wir gelernt hatten, mit unserer Tochter den neuen Rhythmus zu finden, kündigte sich – diesmal gewollt und doch erneut überraschend – ein zweites Kind an, als hätte die Natur beschlossen, uns nach Jahren der Enthaltsamkeit einen Überfluss zu schenken, den wir uns kaum zu erträumen gewagt hatten, und wir nahmen es an, ohne Zögern, ohne Angst, fast wie Menschen, die ein zweites Mal heiraten und dabei wissen, dass dies die richtige Entscheidung ist.

Der Junge kam schneller als erwartet, beinahe so, als fürchte er, wir könnten es uns anders überlegen, und als ich ihn das erste Mal im Arm hielt, klein und warm und mit dieser völligen Unkenntnis der Welt, in die er geboren worden war, wusste ich, dass es keine vergangene Wunde mehr gab, die nicht von diesem Augenblick aus heilen konnte, und ich verstand, dass Glück nicht darin besteht, alles zu bekommen, was man will, sondern darin, dass man eines Tages begreift, warum man manche Dinge so lange nicht bekommen hat.

Heute, wenn ich die beiden miteinander spielen sehe, wenn ihre Stimmen durch die Zimmer unseres Hauses klingen, das einst so still gewesen war, denke ich manchmal, dass es vielleicht genau dieser Weg, so schmerzhaft er auch war, sein musste, damit wir die Kostbarkeit dessen, was uns gegeben wurde, wirklich verstehen konnten, nicht als selbstverständlich, sondern als das seltene, zerbrechliche Geschenk, das es ist, und dass wir, wenn wir es in Händen halten, leiser gehen sollten, damit es nicht entwischt.

Der Kuss

Es war einer jener Augenblicke, in denen die Zeit, die ansonsten doch, gleich einem nicht aufzuhaltenden, aus den Scharnieren der Ewigkeit heraustretenden Mühlrad, rastlos ihre Bahnen dreht und alles, was in ihr existiert, in einen Strudel aus Ursache und Wirkung, Möglichkeit und Bedingtheit mitzieht, auf eine beinahe schmerzhaft spürbare Weise innehält – als wäre sie, die Zeit selbst, angetan von der seltsamen Schlichtheit und zugleich kosmischen Bedeutung dessen, was sich da in einem schummrigen Schlafzimmer zwischen zwei nackten, mit der Unmittelbarkeit ihrer eigenen Körperlichkeit konfrontierten Menschen abspielte, und eben darum gewillt, für einen Moment lang nicht weiterzufließen, sondern stumm, lauschend und ausnahmsweise dienstbar zu sein.

Sie saßen auf der Bettkante, jener archetypischen Schwelle zwischen dem wachen Davor und dem träumenden Danach, einem Ort, der von der Welt der Begriffe nicht ganz erfasst werden kann, weil er zugleich vom Noch und dem Schon geprägt ist, und während ihre Körper einander nicht berührten, war doch ihre Nähe so evident, so aufgeladen mit einer elektrischen, gleichwohl fast metaphysischen Spannung, dass man den Eindruck gewinnen konnte, das bloße Nebeneinandersitzen, das synchronisierte Atmen, das widerhallende Pochen zweier Herzen könne ausreichen, um das Weltganze aus seinen Angeln zu heben oder es im Gegenteil in eine nie gekannte Harmonie zurückzuschwingen.

Keiner von beiden sprach, nicht weil es nichts zu sagen gegeben hätte – denn ihre Seelen waren angefüllt mit Eindrücken, mit Geständnissen, vielen Fragen und farbigen Erinnerungen an das eben Vergangene und Ahnungen von dem, was kommen mochte –, sondern weil jedes Wort, das sich hätte erheben wollen, im Halse stecken blieb angesichts einer so reinen Form von Präsenz, die in ihrer stummen Radikalität alles Verbale als unangebracht, ja beinahe obszön erscheinen ließ, weshalb das Schweigen, das sich zwischen ihnen ausbreitete, nicht leer, sondern erfüllt war, dichter als jede Rede und gewichtiger als jedes Urteil.

Der Mann – nicht mehr jung und doch noch im Besitz jener flüchtigen Glut, die zwischen Reife und Sehnsucht flackert, wie ein letzter heller Schein vor dem sanften Erlöschen – hatte die Hände in den Schoß gelegt, als müsste er sich selbst daran hindern, das, was so nahe war, zu ergreifen, denn er wusste, dass jede zu schnelle Geste, jedes Zuviel an Wollen, das, was zwischen ihnen war, zerstören, verkleinern und zur banalen Geste degradieren könnte, und also blieb er still, wartend, tastend mit den Augen, die, wie ein Windstoß auf einer ruhenden Wasseroberfläche, immer wieder über das Gesicht der Frau glitten, das Ausdruck von etwas Unbestimmtem war, einer Mischung aus Müdigkeit, Befreiung, Traurigkeit und – nicht zuletzt – jenem zarten Triumph, den man empfindet, wenn man sich dem Leben nicht entzogen, sondern es trotz allem angenommen hat.

Die Frau – mit einer Haltung, die mehr über sich sagte als jedes noch so ausführlich ausbuchstabierte Bekenntnis, ein Sich-nicht-mehr-Verstecken, ein Unterschreiben unter die eigene Gebrochenheit und Schönheit zugleich – hatte das Kinn leicht zur Seite geneigt, als horchte sie auf etwas, das nicht in Worten, nicht einmal in Gedanken, sondern einzig in der vibrierenden Luft zwischen ihnen Form angenommen hatte, und sie wusste, mit einer fast schmerzhaften Gewissheit, dass das, was geschehen würde, nichts anderes sein konnte als die folgerichtige Konsequenz jenes gemeinsamen Innehaltens, das nicht auf Begehren, sondern auf Erkennen gründete – ein Erkennen nicht des Anderen in seiner Unterschiedlichkeit, sondern des Selbst im Anderen.

Der Moment dehnte sich, wurde lang und länger, und hätte man ihn messen wollen mit den groben Instrumenten der Uhrenindustrie oder den Takten menschlicher Produktivität, so wäre man wohl zur irrigen Annahme gekommen, dass nichts geschähe, obgleich in Wahrheit alles geschah – ein inneres Sich-Öffnen, ein Loslassen von Bildern, von Erwartungen, von Rollen, und ein sich Einlassen auf das, was nicht geplant, nicht vorhergesehen und doch vielleicht längst beschlossen war, irgendwo zwischen Zellen und Zeichen, zwischen Gedankenfragmenten und Körpergedächtnis, zwischen zwei Wesen, die nichts verband außer dem Umstand, dass sie nun, in diesem Augenblick, das Wagnis des gänzlichen Daseins miteinander eingegangen waren.

Und dann – nicht abrupt, nicht als Bruch, sondern als organische, fast naturwüchsige Folge all dessen, was nicht gesagt, nicht getan, aber gefühlt und durchlebt worden war – beugte er sich vor, nicht viel, nicht so, dass man hätte sagen können, dies sei nun eine klare Initiative, ein entschlossener Akt der Verführung oder ein kühner Schritt ins Unbekannte, sondern eher so, als folgte er einer inneren Bewegung, die ebenso gut aus ihr wie aus ihm hervorgegangen sein mochte, und ihre Lippen, die bis dahin eine eigene, ganz private Stille bewahrt hatten, trafen sich in einem Kuss, der so wenig besitzen wollte, dass er gerade darin seine Wahrheit fand.

Es war ein Kuss ohne Einfordern, ohne Drängen, ohne jeden performativen Überschuss, ein Kuss, der nicht beehrte, sondern bezeugte, nicht forderte, sondern gab, nicht annahm, sondern verstand, nicht zwang, sondern einlud, und während ihre Münder sich berührten, als wären sie zwei Teile einer sich längst kennenden und doch immer neu entdeckenden Welt, durchzuckte sie beide jenes seltene Gefühl, dass alles, was geschehen war und noch geschehen mochte, durch diesen einen, unscheinbaren, fast schüchternen Akt auf wunderbare Weise gesättigt, ja geheiligt wurde.

Während die Welt draußen ungeachtet des Momentes der beiden fortwährend floss, saßen sie weiter da, nackt, entwaffnet und berührt in jener Weise, die nicht in der Intensität der Berührung liegt, sondern in der Wahrhaftigkeit des Berührens selbst, und sie wussten – jeder auf seine Art, aber doch miteinander –, dass dieses Jetzt, so unspektakulär es der Außenwelt auch scheinen mochte, einer jener raren Punkte im Gewebe der Existenz war, an denen das Persönliche und das

Allgemeine, das Zeitliche und das Ewige für einen winzigen, kostbaren Moment ineinandergriffen wie die Zahnräder eines Uhrwerks, das nicht mehr misst, sondern nur noch den Moment bewacht.

Der zweite Applaus

Fünf Jahre sind vergangen, seit die Pandemie ihren Höhepunkt erreicht hatte, und obwohl vieles in den Alltag zurückgekehrt zu sein scheint, gibt es Reste davon, die sich in kleinen Details zeigen. Die Orchidee auf dem Fensterbrett etwa, die ich mir zu Beginn des ersten Lockdowns gekauft hatte, blüht noch immer regelmäßig, als hätte sie beschlossen, sich dem Lauf der Dinge zu entziehen, als ginge sie die ganze Hektik drumherum einfach nichts an. Ich hatte sie ursprünglich gekauft, um ein Zeichen gegen das Gefühl der Unbehaustheit zu setzen, das sich durch die tägliche Konfrontation mit Krankheit, Isolation und Ungewissheit zunehmend in meinem Umfeld ausgebreitet hatte.

Damals arbeitete ich auf der Intensivstation eines mittelgroßen Krankenhauses am Stadtrand, das zwar nicht im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stand, aber dennoch täglich an seine Grenzen kam – und weit darüber hinaus. Die Schutzkleidung, die wir trugen, war nicht für monatelangen Einsatz gedacht, und so wurde jeder Arbeitstag zu einem Improvisationsstück, dessen Ablauf niemand vorher genau benennen konnte. Die Patienten, die wir betreuten, kamen meist ohne Schutz, waren oft allein, ohne Angehörige, und trugen in sich nicht nur das Virus, sondern auch die Last eines abrupt unterbrochenen Lebens – zusammen mit dem Gedanken an das Morgen und „Was wird aus mir?“.

Ich erinnere mich besonders an einen alten Mann, der ohne Mobiltelefon eingeliefert wurde, dessen Tochter wir telefonisch nicht erreichten und für den ich schließlich einen handgeschriebenen Brief verfasste. Ob er ihn gelesen oder verstanden hat, konnte niemand sagen, denn er starb in der Nacht, ohne zugewandte Worte, ohne einen mitfühlenden Zeugen, nur mit dem konstanten Rauschen der Geräte als Hintergrundgeräusch.

Gleichzeitig begannen die Menschen außerhalb des Krankenhauses damit, abends an ihren Fenstern zu klatschen, ein Ritual, das einerseits Anerkennung ausdrücken sollte, andererseits aber auch seine eigene Hilflosigkeit offenbarte. Wir hörten diesen Applaus meist nur über unsere Handys oder durch entfernte Fenster, und während einige Kolleginnen ihn als Geste wertschätzten, empfanden andere ihn als Ausdruck symbolischer Überforderung – der Rhythmus des Untergangs. Der erste Rückgang der Fallzahlen wurde intern mit vorsichtiger Zurückhaltung aufgenommen, niemand sprach von einem Ende, sondern lediglich von einer Phase relativer Entspannung, deren Dauer niemand abzuschätzen wagte. An einem Tag im Mai jedoch saß ich nach einer Schicht allein auf einer Parkbank, spürte den Wind im Gesicht und legte die Maske beiseite, ohne dass sofort ein schlechtes Gewissen aufkam. Eine Frau ging in einigen Metern Abstand an mir vorbei, wir sahen uns an, nickten knapp und setzten danach beide unseren Weg fort, ohne ein Wort zu wechseln oder uns umzudrehen. In diesem Moment war mir bewusst, dass es kleine, beinahe unsichtbare

Übergänge zwischen Ausnahme und Alltag gibt, die sich weniger durch große Ereignisse als durch leise Verschiebungen bemerkbar machen.

Fünf Jahre später hat sich vieles verändert, aber nicht alles; ich arbeite inzwischen reduziert, halte Vorträge über Gesundheitskommunikation und bin in einem Projekt zur Dokumentation der Pandemieerfahrungen tätig. Es geht dabei nicht um Heldenerzählungen oder Schuldzuweisungen, sondern um die möglichst präzise Erfassung dessen, was geschehen ist, und wie es sich in der Erinnerung und dem Verhalten fortschreibt. Was wir gelernt haben, lässt sich nicht in einem einzigen Satz zusammenfassen, aber vielleicht in der Beobachtung, dass Systeme anpassungsfähig sind, Menschen verletzlich bleiben und beides nebeneinander bestehen kann – oder sogar muss!

Der sogenannte zweite Applaus blieb aus, nicht weil wir schlechter gearbeitet hätten, sondern weil sich die öffentliche Aufmerksamkeit selten an kontinuierlicher Anstrengung orientiert, sondern eher an akuten Symbolen der immanenten Kurzfristigkeit des Lebens. Inzwischen erkenne ich Wertschätzung eher an anderen Dingen – etwa an der Ruhe auf Station, an einem ehrlichen Gespräch mit einer Kollegin oder an der Tatsache, dass die Schutzanzüge im Schrank bleiben können.

Die Orchidee auf dem Fensterbrett hat heute erneut geblüht, ohne Anlass und ohne Publikum, aber vielleicht ist sie gerade deshalb ein geeignetes Symbol dafür, dass nicht jeder Sieg Aufmerksamkeit braucht, um einer zu sein.

Das Wunder der Nacht

Es war nicht so, dass Marie nie über die Nacht nachgedacht hätte, sie hatte nur nie die Muße gefunden, ihr eine andere Bedeutung zuzuschreiben als die, die sich ihr Tag für Tag – oder vielmehr Nacht für Nacht – aufdrängte, wenn sie, noch vor Morgengrauen, hinaus in die winterliche Kälte trat, um sich in die anonymen Gänge eines Pendlerzugs zu begeben, oder abends, nach einem weiteren Tag voll flüchtiger Begegnungen, zurückkam in ihre Wohnung, deren Vorhänge sie hastig zuzog, als wäre der Schatten draußen ein Feind, der bloß darauf wartete, eindringen zu dürfen.

Die Nacht war für sie keine Versprechung von Weite, kein Mantel des Trostes oder der Geborgenheit, sondern ein Reich der Unsicherheit, der Angreifbarkeit, bevölkert von Gestalten, die das Tageslicht meiden, umso bedrohlicher in ihrer Unsichtbarkeit erschienen; sie kannte nur das Schwarz zwischen den Laternen, die zu schwach leuchteten, um Sicherheit zu schenken, aber hell genug waren, um die Augen zu blenden, wenn man den Weg nach Hause suchte – hastig, mit angespannten Schultern, die Tasche vor dem Körper, der Schlüssel in der Faust.

Und so war es fast ironisch, dass gerade der Urlaub – jener flüchtige Moment außerhalb der Struktur, an einem Ort, der mit Wind und Weite mehr zu tun hatte als mit Straßen und Schildern – dazu führte, dass sich in ihr eine Tür öffnete, die sie längst versiegelt geglaubt hatte: eine Tür zum Staunen, zum Innehalten, zum Loslassen.

Sie war bei Jenny, ihrer Freundin aus alten Tagen, die den Mut aufgebracht hatte, sich an einem abgelegenen Küstenstreifen unterhalb von Dänemark ein anderes Leben aufzubauen: einen Gnadenhof für Tiere, die anderswo als verlorene Fälle galten, und Marie half ihr in ihrem Urlaub so gut sie konnte, fegte Ställe aus, schleppte Heuballen, streichelte lahrende Esel und sprach mit Katzen, die niemandem mehr vertrauten – und am Abend, als sie beide erschöpft, jedoch von der erledigten Aufgabe beseelt auf der kleinen Holzbank vor dem Haus saßen, tranken sie dampfenden Tee und redeten über das, was sie hinter sich gelassen hatten, und das, was sie nie zu fassen bekamen.

An einem solchen Abend – der Wind war zurückgegangen, das letzte Meckern einer Ziege verklang in der Stille – verabschiedete sich Marie, müde, mit schmerzenden Händen und einem Herzen, das sich seltsam gelöst anfühlte, und wollte zurück zur Ferienwohnung, einem kleinen, schiefergedeckten Häuschen, ein paar hundert Meter entfernt.

Sie öffnete die Tür des Haupthauses des Gnadenhofs, trat hinaus, zog den Reißverschluss ihrer Jacke bis zum Kinn, fröstelte leicht, und während ihre Gedanken noch an etwas hafteten, das Jenny ihr kurz zuvor erzählt hatte – irgendetwas über einen Schafbock, der sich nicht von seiner kranken Gefährtin trennen ließ –, hob sich ihr Blick ganz von selbst, beinahe so, als habe ihn ein

unsichtbarer Faden in den Nacken gezogen, langsam, tastend, ohne Absicht – und dann hielt sie inne.

Was sie sah, war keine Leere, kein Schwarz, kein schlaffes Firmament, sondern etwas, das jenseits ihrer Vorstellungskraft lag: ein Bogen aus tiefer, durchdringender Dunkelheit, in die sich das Licht der Sterne wie in Samt gegraben hatte – unzählige Punkte, scharf gezeichnet, still und zugleich vibrierend, als wollten sie ihr etwas mitteilen, ein Wissen, das in keiner Sprache ausgedrückt werden konnte.

Marie blinzelte, blinzelte erneut, trat einen Schritt zurück, als müsste sie Abstand gewinnen, um zu begreifen, was sie sah, und für einen flüchtigen Moment glaubte sie, den Halt zu verlieren, nicht körperlich, sondern innerlich – als sei ihr Weltbild, das so lange in den Grenzen von Straßenlaternen, Neonlichtern und zugigen U-Bahn-Eingängen gefangen gewesen war, plötzlich zu klein geworden für diese Wahrheit, die sich über die Scheunen und Weiden ausbreitete wie ein offenes Geheimnis.

„Ach, du meine Güte!“, flüsterte sie, ohne zu wissen, an wen sich diese Worte richteten, vielleicht an sich selbst, vielleicht an etwas, das über ihr war, vielleicht auch nur an das Erstaunen selbst, das sich wie ein unerwarteter Gast in ihrer Brust ausbreitete und dort zu glühen begann, warm, fremd, belebend.

Sie stand reglos, wie in ein unsichtbares Band geschlungen, schaute nach oben, dann wieder, dann noch einmal, versuchte, einzelne Sternbilder zu erkennen, doch das Denken wich zurück, wich der bloßen Empfindung, dem Staunen, der fast kindlichen Ehrfurcht, die sie nie gesucht, aber jetzt gefunden hatte – oder vielmehr: die sie gefunden hatte.

Sie merkte nicht, wie Jenny die Tür öffnete, auf die kleine Treppe trat, mit zwei Decken in der Hand – eine für sie, eine für Marie –, sie merkte nicht, wie Schritte knirschend über den Kies kamen, nicht, wie Jenny neben sie trat und sie musterte, halb belustigt, halb berührt, bevor sie sagte: „So hast du ihn noch nie gesehen, oder?“

Marie schüttelte nur langsam den Kopf, noch immer ohne Worte, als hätte man ihr für diesen Moment die Sprache genommen, nicht aus Schock, sondern weil es nichts zu sagen gab, nichts, das das fassen konnte, was sich gerade in ihr abspielte – ein Erstaunen, so zart und gleichzeitig so raumfüllend, dass es sie selbst zum Leuchten brachte, wenn auch nur innerlich, als wäre in ihr etwas entzündet worden, das lange geschlummert hatte.

Jenny lächelte, reichte ihr die Decke, die Marie fast nicht bemerkte, so sehr war ihr Blick noch immer nach oben gerichtet, dann legte sie ihre eigene Decke auf das Wagendach und sagte: „Komm, leg dich kurz. Das ist besser als jeder Fernseher.“

Sie zogen sich auf die Motorhaube zurück, die noch die milde Wärme des Tages in sich trug, und streckten sich unter den mitgebrachten Decken aus, Schulter an Schulter, schweigend, während

über ihnen das Firmament pochte wie ein lebender Teppich, ein atmendes Lichtgewebe, das keinen Anfang und kein Ende zu kennen schien.

„Ich wusste nicht ...“, begann Marie, hielt inne, suchte nach einem Wort, das weder zu klein noch zu pathetisch war, fand keines und sagte schließlich: „... dass das wirklich so aussieht. Ich dachte immer, die Fotos wären irgendwie... bearbeitet.“

Jenny lachte leise, sanft, nicht spöttisch: „Das denken viele. Aber das ist nur der Teil der Nacht, den wir vergessen haben – weil wir sie eingesperrt haben zwischen Reklame und Laternenlicht.“

„Und du hast keine Angst?“, fragte Marie schließlich, „nachts, wenn es so ... so ganz still und dunkel ist?“

„Am Anfang schon“, sagte Jenny. „Weil ich die Stille nicht kannte. Weil ich dachte, sie wäre leer. Aber sie ist nicht leer. Sie ist voll. Sie ist ein voller Raum, voller tiefer Geduld – und wenn man möchte, auch voller Antworten, die sich nicht aufdrängen, sondern einfach existieren.“

Marie schwieg, spürte Jennys Worte in sich nachhallen, wie Tropfen, die in einen tiefen Brunnen fallen, einer nach dem anderen, bis man merkt, dass das Wasser längst sich angesammelt hat, nur eben sehr, sehr weit unten, tief in einem drin.

Und während sie dort lagen, auf der leicht gewölbten Motorhaube des alten Kombis, das Blech unter ihnen warm wie ein Resttag, auf dem noch etwas ruhte, das nicht verschwinden wollte, legte sich eine Stille über alles – nicht plötzlich, nicht mit einem Schnitt, sondern wie eine zweite Decke, eine, die in Zeitlupe fällt, sich langsam ausbreitet, Falten schlägt, sich über jedes Geräusch legt und es nicht erstickt, sondern verwandelt.

Es war keine Stille, die leer war, nicht das Fehlen von Klang, sondern das Dasein von etwas, das sich dem Gehör entzog, aber dennoch anwesend war – eine Gegenwart ohne Form, ein Raum ohne Begrenzung, so fein gewebt, dass jeder Atemzug darin zu schweben schien, schwerelos und zugleich bedeutungsvoll, als sei jede Sekunde ein Gefäß, das nur darauf wartete, mit etwas gefüllt zu werden, das keine Worte kannte.

Dann, fast gleichzeitig, als hätte die Welt beschlossen, sich ihr nach dem Eindringen der Stille langsam wieder zu offenbaren, bewegte sich etwas im Gras zu ihren Füßen, ein leises Rascheln, kaum mehr als eine Geste – das vorsichtige, kaum merkliche Streifen des Dünengrases im Wind, das nicht einmal ein Klingen war, sondern eher ein Erinnern an Klang, wie der Nachhall einer Melodie, die man nur im Innern hört, wenn man lange genug geschwiegen hat.

Und noch weiter, vielleicht am Rand der Koppel oder bei dem alten Schuppen, knackte plötzlich ein Holz, trocken und mürbe, so, wie es nur altes, der Witterung überlassenes Holz tut, das seine Geschichten nicht mehr laut erzählt, sondern in kleinen, abgehackten Lauten, die sich mehr an die Nacht wenden als an das Ohr des Menschen.

Aus dieser Stille, aus diesem Raum zwischen Himmel und Boden, zwischen Rascheln und Knacken, zwischen ihrer Freundin neben sich und der Welt, die nicht mehr dieselbe war wie noch vor einer Stunde, stieg in Marie ein Gedanke auf – nicht schnell, nicht wie eine Erkenntnis, sondern eher wie eine Nebelschwade, die sich ihren Weg sucht, langsam, durch das hohe Gras ihrer Gedanken: dass sie in all den Jahren nicht nur die Nacht gemieden hatte, sondern auch etwas in sich selbst, das nach Weite verlangte, nach einem Raum und der menschlichen Erlaubnis, sich still zu wundern.

Marie wusste – wie man etwas weiß, wenn man es nicht mehr beweisen muss –, dass sie diesem Abschnitt des Tages, diesem stillen, großen, oft missverstandenen Reich von Lichtpunkten und Lautlosigkeit, in Zukunft mehr Raum einräumen würde – nicht aus irgendeiner Pflicht, nicht aus einer extern aufgezwungenen Einsicht, sondern weil sie begonnen hatte, diesen Abschnitt des Tages besser zu verstehen.

Eisenhans

Dort, wo das blasse, müde Licht der untergehenden Welt in zerfranste, goldverwaschene Fäden zerrinnt, als tropften die letzten einsamen Träume eines vergessenen Sommers von den schiefergrauen Himmelsrändern, und wo die rußbedeckten Mauern des steinernen Schlosses nicht wie wehrhafte Bollwerke gegen das um sich greifende Wilde, sondern wie zerbröckelnde Schatten alter Schuld aus dem mitternachtsfeuchten Erdreich emporragen, lag jener eiserne Käfig – ein rostglänzendes, moosumwuchertes und eisenversiegeltes Gefäß aus vergessener Zeit, nicht bloß als finsternes Gefängnis für ein namentlich gebanntes Wesen gedacht, sondern als träge, stumme Verleugnung einer unerbittlichen Vergangenheit, die zu wild, zu wahrhaftig, zu wortlos war, um gezähmt, getilgt oder vergeben zu werden.

Vergraben hinter schlingendem Efeu, der sich wie blattgrünes Schweigen an jede Lücke schmiegte, und umgeben von der feuchten, schattenkühlen Stille jener Waldränder, an denen die Welt langsamer zu atmen und fast zu flüstern beginnt, ruhte dieses vergessene Gehäuse des Unheimlichen, des Dunkelwissenden, das nicht mehr zur Gegenwart gehörte und doch nie ganz aus ihr verschwunden war.

Der junge Prinz – mit eisblauen Augen, sommersprossig und schmalgliedrig, in leinenfeinem Brokat gekleidet und mit einem Ausdruck aus staunender Unschuld und ungewusster Sehnsucht im von Seide umflorten Gesicht – war dem hüpfenden, glührot schimmernden Ball gefolgt, der sich, von windspielender Laune und leiser Zufälligkeit geleitet, aus seinem kindlichen Griff gelöst hatte und nun wie ein feerroter Kompass des Schicksals über das kieselknirschende Pflaster sprang, bis er in der blattbeschatteten Tiefe jenes heiligen, verbotenen Bezirks zum Stillstand kam. Als seine schlanken, kindlichen Finger das kalte, feuchtklamme und schmutzverkrustete Eisen der stählernen Gitter berührten – das rau wie das Fell eines schlafenden Bären war und fest wie das Urteil eines uralten Gottes wirkte –, war es, als würde eine unsichtbare Glocke schlagen, deren Klang nicht aus Ton, sondern aus Erinnerung gegossen war, als öffne sich für einen flüchtigen, aber alles verwandelnden Moment ein verborgener Spalt zwischen der schimmernden Welt des Gehorsams und der grollenden Sphäre des Vergessenen.

Aus der dunklen, neblig wabernden Tiefe des Käfigs, dessen Inneres nach feuchtem Moos, verbrannter Erde und urzeitlichem Schweigen roch, regte sich eine Stimme – eine raue, kratzige, dabei tief vibrierende und zugleich hohl klingende und doch abgründig warme Stimme –, die sich nicht wie ein Geräusch, sondern wie ein uralter Riss durch das Gewebe der Welt selbst zog, so als würde ein erstickter Donner über das Rückgrat des Himmels wandern: „Ich geb ihn dir zurück, wenn du mich befreist.“

Diese Worte, zäh wie triefendes Harz, bitter wie Schierling und dennoch süß wie vergorener Met, trafen den Prinzen nicht nur im Ohr, sondern in jenem inneren Raum, der zwischen Herz und Seele liegt – dort, wo die alten Geschichten wohnen, die nie erzählt wurden, und wo das Blut selbst nicht nur warm, sondern erinnernd fließt, durchdrungen von der Sehnsucht nach etwas Unnennbarem, Ursprünglichem und längst Verbotenem.

Denn jener Wilde, jenes namenlose, bärtige, fellbewachsene Wesen in der Finsternis – das man Eisenhans nannte, als ließe sich das Ungeheure durch Sprache auch nur im Ansatz zähmen – war mehr als eine eingekerkerte Kreatur; er war ein flackerndes, goldäugiges Sinnbild der ungebändigten, ungeschminkten und unheimlich schöpferischen Urkraft, die in den Wurzeln der Bäume, im Rauschen der Flüsse und im Schweigen der Höhlen wohnt, wenn nicht gar im fliehenden Donner selbst reitend voranmarschiert.

Er war das Tier im Menschen und der Gott im Tier, der Schrei unter dem Gesang und der Gesang unter den Wehleidigen – ein lebendiges Fragment jener vorweltlichen Zeit, in der das Wilde noch nicht gefährlich war, sondern in sich selbst heilig, in der Tränen heilten, Blut kochte und der Tod nicht das Ende, sondern das andere Tor in eine parallele Welt war.

Und so stand der Prinz, zitternd nicht vor Angst, sondern vor jener erhabenen Mischung aus Staunen, pochender Erregung und wortloser Ahnung, die man empfindet, wenn man das erste Mal nicht nur sieht, sondern wahrhaftig erkannt wird – nicht als Sohn, nicht als Schüler, nicht als Kind, sondern als Träger eines immanenten Feuers, das in Ketten liegt.

In den Tagen darauf – golden verregnete, windschimmernde und doch: träumebetäubte Tage, die langsam wie Honig durch seine Gedanken tropften – kehrte der Prinz immer wieder an den Ort zurück, suchte Schatten, die Stille und den Sichtkontakt zu jener Stimme, die ihn einmal gerufen hatte und nun zu schweigen schien, nicht aus Ablehnung, sondern aus Vertrauen, das prüft, ob man warten kann.

Er begann, schweigsam zu sprechen: mit Blicken, mit verstohlenen Gesten und dann mit seufzendem Verharren vor dem Gitter; er lernte, das Flimmern des Bartschattens im Dunkel zu lesen wie Schriftzeichen auf altem Pergament, und jedes Mal, wenn sich der Wind drehte und den Moosgeruch mit einem Hauch von Asche mischte, glaubte er, eine Antwort zu spüren, darin ein leichtes, schweres, sprechendes Nichts.

Dann kam jener Abend – glühend, dämmernd und mit wolkenrosigem Himmel, wie aus gleißendem Kupfer gegossen –, an dem sich der Prinz entschloss, das unaussprechlich Notwendige zu tun: die Grenzen zu überschreiten, die seine Zofe stets „Regeln“, der König „Ordnung“ und seine Mutter „Schutz“ genannt hatte, aber die im Grunde nur Nebelwände aus Angst in seinem Kopf waren.

Im silberspät beleuchteten Schlafgemach seiner Mutter – voller Spitzen und feiner Decken, porzellangeküsster Möbel und dem warmen Geruch von getrocknetem Lavendel, unterschwelligem Angstschweiß und dominantem Rosenöl – schob er vorsichtig, fast ehrfürchtig, das weiche Kopfkissen beiseite und ertastete den Schlüssel: alt, rostschwer und grünlich angelaufen, doch noch warm von der Stirn der Königin, und mit einer Form, die aussah, als sei sie nicht für echte Schlösser, sondern für geschundene Seelen gemacht.

Als er den Schlüssel hob und in seinem Mantel verbarg, war es nicht ein Augenblick des Diebstahls, sondern der eines Übergangs – das leise Klirren des altherwürdigen Metalls klang wie ein uralter Schwur, und sein feuchter Atem ging schneller, nicht aus Furcht, sondern aus dem Wissen, dass er nun – ein für alle Mal – kein Kind mehr, sondern etwas anderes werden würde.

Das letzte Licht

Alles fühlte sich falsch an – der Mantel, die Schärpe, die Stiefel und vor allem der Federhut, der mich zu etwas machen sollte, das ich im Entferntesten sein mochte, doch niemals war.

Wenn ich mich stark nach links drehte, konnte ich die Klinge spüren, die ich nahe an meinem Körper trug und die alleine mehr wert war, als alles, was ich jemals besessen hatte.

Es schien so einfach, und da ich nicht das erste Mal drauf und dran war, einem Menschen das Leben zu nehmen, hatte ich, in Aussicht auf reiche Belohnung, diesem Auftrag zugestimmt – mit dem Wissen, dass ich ebenso gut selbst bei dem Versuch sterben konnte, doch dann wäre dieses ärmliche Leben einfach früher beendet gewesen.

Das Schicksal hatte es wahrlich nicht gut mit mir gemeint, und rückblickend gab es zwar die eine oder andere Situation, in der es einen leicht veränderten Lauf hätte geben können, doch die allumfassende Armut wäre stets Bestandteil meines Lebens gewesen.

Es war auch nicht so, als ob ich viel vom Leben hätte erwarten können, da ich der fünfte Sohn einer ärmlichen Bauernfamilie war, die das Glück oder Pech hatte, dass so viele Kinder das Säuglingsalter überlebten, und da der Hof nur zwei oder drei Familien ernähren konnte, wurde ich an den örtlichen Steinmetz verkauft, der mich wie ein Stück Vieh – nein, noch viel schlimmer! – behandelte, sodass er mein erstes Opfer wurde, als ich alt genug war, mich gegen seine Tyrannei aufzulehnen.

Seitdem war ich vogelfrei und streifte seit Jahren durch die Lande – wo ich mich befand, wusste ich kaum – nur, dass es in der Nähe eines Fußmarsches eine kleine Ansiedlung gab, bei der es sich lohnte, ab und an etwas zu stehlen, wenn die Überfälle auf Reisende nicht mehr ausreichten.

Bei einem dieser Überfälle geschah die Begebenheit, dass ich zwar zügig an den Edelmann herankam, doch seine zwei Wachen, die ich im ersten Moment übersehen hatte, waren fast genauso schnell bei ihrem Herrn und hätten mich ohne großes Federlesen auf der Stelle mit wenigen Schwertstreichen getötet, wenn ihr Herr nicht interveniert hätte.

So nahm das Schicksal seinen Lauf und der unbekannte Edelmann bot mir an, mich ordentlich auszustatten und mir eine hohe Belohnung zu geben, wenn ich den Mut fände, jemand anderen in seinem Auftrag kaltblütig zu töten.

Es war die einmalige Gelegenheit in meinem Leben, dem Tod von der Schippe zu springen und für eine gewisse Zeit in Ruhe leben zu können, ohne immer auf der Flucht zu sein, und ich sagte zu, ohne mir Gedanken darüber zu machen, wie schwierig diese übernommene Aufgabe sein mochte.

Nun stand ich hier am Wegesrand, kauerte mich hinter einer hohen Brombeerhecke und wartete darauf, dass mein Opfer seine Burg verließ.

Wie jeder Mächtige, der es sich leisten konnte, persönliche Wachsoldaten mit sich zu führen, war auch mein Opfer mit zwei Schwerberittenen unterwegs, wobei ich mir zurechnete, dass das Überraschungsmoment auf meiner Seite lag und ich einen guten Plan hatte, wie ich meinen Auftrag erfüllen konnte, ohne dabei mein Leben zu verlieren.

Neben Schnelligkeit, die ich trotz all der harten Winter, die ich draußen verbracht hatte, noch besaß, und Präzision im Angriff war vor allem die Bereitschaft, in keinem Moment auch nur daran zu denken, vor der Tat zu zögern, mein größter Trumpf, und mir war klar, dass es entweder funktionierte oder mein Tod nur aufgeschoben worden war.

Ich spannte alle meine Muskeln an, hielt den meisterhaft geschmiedeten Dolch in meiner rechten Hand und beobachtete, wie die beiden Schutzsoldaten vor ihrem Herrn herritten – was angesichts eines möglichen Überfalls unerklärlich war, dass nicht einer vorne und der andere hinten absicherte. Doch genau dieser Umstand, den ich am Vortag bei einem Ausritt bereits beobachtet hatte, diente meinem Plan, und zusammen mit dem Überraschungsmoment hoffte ich, dass ich meine Tat vollenden konnte, ehe die beiden einzugreifen vermochten.

Als die beiden Schutzsoldaten an meiner Position vorbeiritten, erkannte ich, dass das Schicksal scheinbar auf meiner Seite sein musste, da die Lücke zu ihrem Schutzbefohlenen recht groß war, und es liefen die letzten Sekunden, bevor ich aus meinem Versteck hervorspringen würde, um anzugreifen.

Inzwischen pochte mein Herz so stark, dass ich es bis in meine Schläfe fühlte, und als der Moment gekommen war, zögerte ich tatsächlich keinen Augenblick, sprang hinter dem Strauch hervor, machte einen Schritt auf die Flanke des langsam laufenden Pferdes zu und stach mit voller Wucht in das angespannte Muskelfleisch des Tieres ein, das sogleich von Schmerz erfüllt stoppte.

Inzwischen hatte auch der Reiter verstanden, dass ein Überfall im Gange war, und während ich meine Klinge aus dem Pferd zog, hatte er seine Hand am Knauf seines Schwertes und ich hörte, wie die Klinge an der Scheide entlang scharrte und ihren tödlichen Gesang anstimmte.

Im Augenwinkel sah ich zudem, wie die beiden Schutzsoldaten gewendet hatten und ebenfalls auf mich zuritten.

Endlich vermochte ich es, meinen Dolch aus der Flanke des Pferdes herauszureißen, holte aus und stach in den recht ungeschützten Oberschenkel des Reiters, der durch die Verlagerung seines Gewichtes aufgrund des Kurzschwertes augenblicklich seitlich vom Pferd rutschte, doch sich gerade noch festhalten konnte.

Der erste Teil meines Plans war aufgegangen, doch hatte ich gehofft, dass ich den tödlichen Angriff noch vor dem Eintreffen der beiden Schutzsoldaten durchführen konnte.

Das Pferd des Reiters, das glücklicherweise nicht durchgegangen, sondern stehengeblieben war, bot mir etwas Schutz beim Angriff der beiden – das Schlimmste, was mir in diesem Moment passieren konnte, war, dass es der Reiter schaffte, sein Pferd in Bewegung zu versetzen.

Doch auch hier schien mir mein Glück hold, denn beim versuchten Schwertstreich des ersten Soldaten konnte ich ausweichen und er ritzte mit der Spitze seines Schwertes eine lange Furche in die Flanke des Tieres, das vor Schmerzen aufstöhnte und nun endlich bockte.

Aufgrund der Position, die mein Opfer auf dem Pferd hatte, erahnte ich, dass mein Angriff schwerwiegender gewesen sein musste, als es im ersten Moment den Anschein gehabt hatte – und zu meinem Vorteil wendete einer der beiden Soldaten sein Reittier und sprengte seinem Herrn auf dem wild gewordenen Pferd hinterher, sodass ich nur noch gegen einen wütenden Angreifer kämpfen musste.

Was nun folgte, war mein Totentanz in drei Akten, denn an eine erfolgreiche Flucht war nicht zu denken, und somit ging ich zum Angriff über, doch bereits der erste Anritt ließ mich abprallen und verletzte mich stark an der Schulter. Ich schaffte es gerade noch, mein Gleichgewicht zurückzuhalten, und sah mit an, wie das Schwert mit voller Wucht auf meinen linken Arm zuhielt, der wenige Augenblicke später abgetrennt auf dem Boden lag.

Der Schock, der mich ergriff, war so groß, dass jegliche Veränderung des Schicksals wie eine fatale Lächerlichkeit wirkte, und so sah ich meinen Tod ins Auge, hob mit letzter Kraft den Dolch zur Abwehr, doch das Langschwert durchbohrte meinen Brustkorb in einer Art und Weise, als wäre kein Widerstand vorhanden.

Ich stürzte kraftlos auf meine Knie, wo ich mich nur kurz hielt, ehe ich mit meinem aus mehreren Wunden blutenden Körper zusammensackte und im Schimmern der Klinge des Dolches das letzte Licht sah, das mein sterbendes Auge auffing.

Die Trennungs- und Scheidungsberatung – ein Lustspiel in Blut und Spucke

Es war ein Dienstag, und wie an allen Dienstagen, die dazu verdammt waren, in die Annalen der Scheidungsgeschichte einzugehen, hatte die Sonne beschlossen, sich hinter einer grauen Wolkendecke zu verstecken, als hätte auch sie keine Lust, dem Schauspiel beizuwohnen, das sich in einem Beratungsbüro im dritten Stock eines Altbaus mit fleckigen Wänden und einer Heizung, die seit 1997 nie wieder so richtig zu gluckern aufhörte, ereignen sollte, ein Schauspiel, das weder Sophokles noch Molière in ihrer wildesten Fantasie hätten erträumen können, weil es nämlich von einem ganz besonderen Paar bestritten wurde: er, Vorstandsmitglied eines mittelgroßen, aber extrem wichtigtuerschen Unternehmens, dessen Existenzberechtigung darin bestand, anderen Unternehmen zu erklären, wie sie ihr Personal effizienter verheizen könnten; sie, Inhaberin einer florierenden Boutique-Kette, die unter dem wohlklingenden Namen „Glow & Blow“ nicht nur Lippenstifte und Hautcremes verkaufte, sondern auch das Selbstwertgefühl ihrer Kundinnen gegen saftige Aufpreise in instabile Höhen schraubte, sodass beide also Menschen waren, die sich im Berufsleben daran gewöhnt hatten, dass andere ihnen auf's Maul schauten, dass andere nickten, wenn sie redeten, dass andere sich duckten, wenn sie den Raum betraten – nur dass sie einander gegenüberstanden, und da duckte sich niemand, im Gegenteil, da stellten sich zwei Kampfhähne auf, die sich gegenseitig die Hoden ins Auge reißen wollten, ohne Rücksicht auf Verluste, und mittendrin die arme Scheidungsberaterin, eine Frau Anfang fünfzig, die eigentlich einmal Theologie studiert hatte, dann aber merkte, dass die Kirche zwar Geld für Weihrauch, nicht aber für die seelische Not von Menschen übrig hatte, sodass sie den göttlichen Beistand gegen staatlich geförderte Sitzungen eintauschte, was sie für eine glänzende Idee gehalten hatte – bis eben dieser Dienstag kam.

„Herr und Frau Degenhardt“, begann sie mit einem Tonfall, der eigentlich beruhigend wirken sollte, aber in der Realität ungefähr so wirkte wie ein Placebo bei einer amputierten Hand, „wir sind heute hier, um in einem sicheren Raum über Ihre Bedürfnisse und Gefühle zu sprechen“ – und genau in diesem Moment, als hätte jemand im Hintergrund einen Startschuss abgefeuert, fuhr er, also Degenhardt Senior, los, mit einer Stimme, die sonst nur in Aufsichtsratssitzungen benutzt wurde, wenn er die Konkurrenz als degenerierte Affenhorde beschrieb, die dem Untergang geweiht sei: „Gefühle? Bedürfnisse? Mein einziges Bedürfnis ist, dass diese Frau hier endlich zugibt, dass sie sich in meinem eigenen Bett von einem Yoga-Lehrer hat die Wirbelsäule dehnen lassen, und zwar so gründlich, dass ich seit Monaten Rückenschmerzen habe, wenn ich nur an die Matratze denke.“

Sie, die Degenhardt-Seniorin, zuckte nicht einmal mit der Wimper, weil sie sich längst in die Rolle der skrupellosen Gladiatorin eingefunden hatte, und schoss zurück: „Ach bitte, du mit deinen Rückenschmerzen, ich kann dir auch gleich sagen, woher die stammen – wahrscheinlich von den drei Praktikantinnen, die du im Büro wie Personalakten durchblätterst und die so verzweifelt sind, dass sie nicht einmal merken, dass dein bestes Stück seit Jahren so viel Härte hat wie eine vergessene Banane im Kühlschrank.“

An diesem Punkt hätte die Beraterin eingreifen können, vielleicht sogar müssen, doch ihre Hand griff ins Leere, wo der „Notfalleitfaden für Eskalationen“ lag, der sich im Laufe ihrer Berufsjahre als nutzloser erwiesen hatte als ein Regenschirm im Hurrikan, und während sie noch nach einem Satz suchte, der geeignet wäre, das Schiff zurück in ruhigeres Fahrwasser zu bringen, hatten die Degenhardts – wie die Beraterin sie in Gedanken nannte – längst die Kanonen ausgerichtet, und das Donnern ihrer gegenseitigen Anschuldigungen erfüllte den Raum.

„Weißt du eigentlich, wie erbärmlich es ist“, keifte er, „wenn man als Mann nach Hause kommt und die Frau nach Parfüm riecht, das nicht ihres ist, sondern nach dieser billig-süßlichen Duftnote, die alle Fitnesscenter versprühen, wahrscheinlich, um die Kunden daran zu hindern, vor Langeweile Selbstmord zu begehen?“

„Und weißt du, wie widerlich es ist“, fauchte sie zurück, „wenn man in der Nacht wach wird, weil man im Traum glaubt, neben einem liegt ein schnarchendes Wildschwein, und dann merkt man: Nein, das ist kein Traum, das ist mein Mann, der sich mit Whiskey vollgetankt hat, weil er es nicht erträgt, dass er sich ohne Alkohol nicht mehr sexy findet?“

Die Beraterin, die mittlerweile überlegte, ob sie die Stunde abbrechen und stattdessen direkt eine Exorzistin rufen sollte, versuchte, ihre Stimme zu erheben, doch die beiden gaben ihr nicht die geringste Chance, denn sie hatten den Geschmack von Blut im Mund, und wer einmal diesen Geschmack hatte, der wusste, dass es keine Rückkehr mehr gab.

„Du bist doch bloß neidisch“, brüllte er, „dass meine Affären jung und straff sind, während du zwei Kinder zur Welt gebracht hast und deine Brüste seitdem aussehen wie zwei Dackelohren im Wind.“

„Und du bist bloß dumm genug zu glauben“, schoss sie zurück, „dass die Mädels dich wegen deiner Männlichkeit wollen, dabei sehen sie nur den dicken Geldbeutel und hoffen, dass du bald einen Herzinfarkt bekommst, damit sie endlich die Witwenrente kassieren.“

Der Blick der Beraterin irrte zwischen ihnen hin und her, wie bei einem Tennisspiel, das längst in Mord und Totschlag ausgeartet war, und sie fragte sich, ob es klüger wäre, die Polizei oder gleich die Feuerwehr zu rufen, falls einer der beiden den anderen spontan in Brand setzen sollte.

Doch es kam schlimmer: während sie sich gegenseitig mit Vorwürfen eindeckten, die jedem Pornodrehbuchautor peinlich gewesen wären, begann das Paar, körperliche Gesten einzubauen – er

schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Wasserflasche sprang wie ein Kaninchen vor dem Fuchs, sie fuchtelte mit den Händen so wild, dass die Beraterin befürchtete, gleich würde eine künstliche Fingernagelspitze in ihrem Auge stecken, und schließlich, als das letzte bisschen Fassade gefallen war, spie er ihr tatsächlich mitten ins Gesicht, woraufhin sie, ohne eine Sekunde zu zögern, ihre Handtasche griff und ihm mit einer Louis-Vuitton-Imitation über den Schädel zog, so dass der Manager für einen Moment aussah wie ein angezählter Boxer, während die Beraterin die Hände faltete und ein stilles „Vater unser“ murmelte.

„Ich will die Kinder!“, schrie er, als er sich wieder gefangen hatte.

„Die Kinder?“, kreischte sie. „Du weißt doch nicht einmal, wie sie heißen! Du nennst sie doch seit Jahren nur ‚das eine‘ und ‚das andere‘, als wären sie Haustiere.“

Der Manager, getroffen, aber nicht besiegt, blubberte: „Immerhin verwechsle ich sie nicht mit den Lieferanten deiner Boutique, so wie du es tust, wenn du wieder einen ‚Kundenrabatt‘ gibst, der eindeutig nicht im Kassensystem eingetragen wird.“

Die Beraterin stand auf, griff nach dem Gong, den sie sonst für die Pausen benutzte, und schlug ihn so hart an, dass das Nachbarsbüro glaubte, jemand hätte eine neue buddhistische Sekte gegründet – doch das Paar hörte nicht auf, sie konnten nicht aufhören, es war wie ein Rausch, ein Exzess der Schmähungen, der sich wie ein dreckiger Wasserfall über alle Beteiligten ergoss, bis niemand mehr wusste, wer eigentlich noch in diesem Raum der zivilisierte Part war.

Die Beraterin hatte mittlerweile den Verdacht, dass der Gong, den sie geschlagen hatte, nicht das Ende des Streits, sondern nur den Startschuss für die nächste Runde eingeläutet hatte, denn anstatt innezuhalten, begann Frau Degenhardt mit einer Präzision, die man sonst nur bei Chirurgen oder Mafia-Killern bewundern konnte, aufzuzählen, welche Männer ihr Mann in den letzten Jahren alles zu unrecht beschuldigt hatte, mit ihr geschlafen zu haben – vom Paketboten, der die Weihnachtsgeschenke brachte, über den Mathelehrer der Kinder, dessen einziger Fehler darin bestand, mehr Haare auf dem Kopf zu haben als Herr Degenhardt, bis hin zum Hundetrainer, der sich eigentlich nur um den völlig neurotischen Dackel kümmerte, der einmal in den Flur gepinkelt hatte, und das nur, weil er die häusliche Atmosphäre gespürt hatte, die selbst einem Tier klarmachte: in diesem Haus ist es sicherer, den Urin dort abzulassen, wo man steht, als zu warten, bis man draußen ist.

„Und ich“, schrie sie, „ich war so blöd, all die Jahre zu glauben, dass du wenigstens diskret bist, aber nein, du konntest nicht einmal dein Handy sperren, sodass ich die Nachrichten von deiner kleinen Blondine gelesen habe, in denen sie dich ‚Daddy Deluxe‘ genannt hat – Daddy Deluxe! – dabei bist du nicht einmal in der Lage, deine eigene Tochter vom Kindergarten abzuholen, ohne zu vergessen, wie sie aussieht!“

Er, völlig rot im Gesicht, weil die Wahrheit eine hässliche Sau war, die gerade auf den Tisch gekotzt hatte, konterte mit einer Brutalität, die beinahe Respekt verdiente: „Wenigstens nennt mich jemand Daddy, während du höchstens ‚Rabattaktion‘ genannt wirst, und zwar hinter deinem Rücken, weil jeder weiß, dass du deine Kundschaft nicht nur an der Kasse bedienen lässt, sondern auch auf dem Lager, und das mit einem Eifer, der selbst den Heizungsmonteur beschämt hat, als er dich einmal zufällig in der Position des herabschauenden Hundes im Schlafzimmer erwischt hat.“

Die Beraterin spürte, wie sich in ihrem Magen ein Ball bildete, der irgendwann nur noch explodieren konnte, und sie versuchte noch einmal, mit einem Rest von Professionalität einzuhaken: „Vielleicht könnten wir uns jetzt einmal auf die gemeinsamen Werte konzentrieren – was verbindet Sie beide noch?“

„Hass!“, schrien beide gleichzeitig, und in diesem Moment war klar, dass es sich hier nicht mehr um eine Ehe, sondern um eine Reality-Show handelte, in der gleich der Preis für das ekelhafteste Paar des Jahres verliehen werden würde.

Und doch geschah nun etwas Unerwartetes, etwas so Abgründiges, dass die Beraterin für eine Sekunde glaubte, der Teufel selbst hätte beschlossen, an diesem Dienstag seine Mittagspause im Beratungsbüro zu verbringen: Die beiden lachten. Sie lachten nicht nett, nicht befreiend, nicht versöhnlich, sondern wie zwei Psychopathen, die in einem schlechten Horrorfilm gerade eine Kettensäge in Betrieb genommen hatten – und in diesem Lachen lag eine seltsame Form von Einigkeit, die die Beraterin vollkommen aus dem Konzept brachte.

„Schau sie dir an“, kicherte er und deutete auf die Beraterin, „die glaubt wirklich, sie könnte hier irgendetwas retten.“

„Ja“, prustete sie, „die arme Frau, die denkt, sie könnte Manager und Unternehmerinnen therapieren – als ob wir nicht schon längst wissen würden, dass wir zu kaputt sind, um jemals wieder normal zu funktionieren.“

Die Beraterin, die seit Jahren versucht hatte, eine professionelle Distanz zu wahren, verlor in diesem Augenblick alles, was man als Fassung bezeichnen könnte. Sie knallte ihre Unterlagen auf den Tisch, die Blätter segelten wie weiße Fahnen der Kapitulation durch den Raum, und dann brüllte sie mit einer Stimme, die selbst den Heizungsdackel im Flur verstummen ließ: „Haltet endlich eure verfuckten Mäuler, ihr zwei wandelnden Katastrophen, und scheidet euch, so schnell es nur geht, bevor ich mich hier selbst einweisen lasse – und zwar nicht in eine Klinik für euch, sondern in die geschlossene, wo man wenigstens Ruhe vor euch hat!“

Es war, als hätte sie einen Zauberspruch gesprochen, denn die Degenhardts sahen sich an, dann grinsten sie breit, und plötzlich geschah das Unfassbare: Sie rückten näher zusammen, Schulter an Schulter, wie zwei Komplizen, die gemeinsam eine Bank überfallen hatten, und sagten im Chor: „Na endlich sagt mal jemand die Wahrheit.“

In diesem Moment, als die Beraterin mit zitternden Händen versuchte, ihr Herzrasen zu beruhigen, küssten sich die beiden Streitenden – ein Kuss, so widerlich, so speichelfädenziehend und so theatralisch, dass man ihn hätte als Foltermethode einsetzen können, um Geständnisse aus Verbrechern herauszupressen –, und dann lachten sie, diesmal wirklich gemeinsam, und sagten: „Wissen Sie was, Frau Beraterin, wir lassen das mit der Scheidung, denn nichts verbindet so sehr wie der gemeinsame Hass auf Dritte.“

Die Beraterin ließ den Kopf auf den Tisch sinken, und während das Paar Arm in Arm den Raum verließ, schwor sie sich, nie wieder Paare mit zu viel Geld und zu wenig Hirn zu betreuen, sondern stattdessen zurück in die Kirche zu gehen, wo man wenigstens wusste, dass die Leute nicht aus Liebe, sondern aus Angst vor der Hölle beisammenblieben – was in diesem Moment wie ein paradiesischer Zustand wirkte.

Der Apparat mit den flatternden Augen

Es gibt in Städten Hinterzimmer, die nie gebaut wurden, und es gibt Maschinen, die den Takt einer Uhr schlagen, deren Zeiger nicht vorwärts, sondern seitwärts gehen, und ich erinnere mich, wie ich als Kind vergeblich versuchte, diesen seitwärts laufenden Takt der Uhren in den nicht gebauten Hinterzimmern mit meinen eigenen Schritten nachzuvollziehen, wobei ich stolperte, als hätte mich ein unsichtbarer Clown in einem Kabarett der mechanischen Irrtümer angerempelt, und ich dachte mir eigentümlich dabei, es sei vielleicht nicht der Fehler meines Körpers, sondern der Fehler der Logik, die sich, wie ein schlecht montiertes Scharnier, unablässig quietschend öffnet und wieder schließt, ohne schließen zu können.

Denn wenn es die Logik eine Scharnierfabrik wäre, würde sie rostige Türen produzieren, die im entscheidenden Moment nicht aufgehen, und dahinter stünden Figuren mit langen Armen, die weder Hände noch Köpfe haben, aber dennoch in Chorälen sprechen, deren Inhalt so unsinnig ist, dass er mir plausibel erscheint, gerade weil er jeglichen Anspruch auf Sinn verweigert, und ich frage mich, ob nicht gerade darin das letzte Geheimnis des Seins zu suchen sei, dass es sich entzieht, indem es vor unseren Augen Grimassen schneidet.

Während ich, diesen Gedanken nicht denkend, weitergehe, entdecke ich auf dem Asphalt ein Alphabet, das aus zerbrochenen Flaschen besteht, und jedes Scherbenzeichen spiegelt die Sonne, als wollte es mich blenden, sodass ich nicht die Buchstaben, sondern nur das Licht lesen kann, und vielleicht ist das die einzige wahre Schrift: das Blenden, mitunter das Auslöschen, gar das Überstrahlen – eine Poesie der Abwesenheit, die gerade in ihrem Zuviel das Wenige in sich trägt. Dann wieder höre ich von Ferne eine Trompete, die zugleich eine zermürbende Kaffeemaschine ist, und sie serviert mir einen Espresso, der nach Blech schmeckt, und doch trinke ich ihn in langen Zügen, weil ich spüre, dass ich damit zugleich den metallischen Nachgeschmack des Jahrhunderts in mich aufnehme, jenes Jahrhundert, das immer so tat, als sei es ernst, während es im Hinterzimmer lachend die Karten des einen Spiels mischte, die kein Kartenspiel mehr sind, sondern ein Regen aus ausgeschnittenen Buchstaben, die sich an die Wände kleben wie verlorene Gedankenblasen eines Comics, dessen Figuren längst ausgewandert sind.

Ich frage mich, ob vielleicht die Worte selbst müde geworden sind, immer wieder Sinn zu erzeugen, so wie ein alter Arbeiter müde wird, Schrauben in ein endloses Fließband zu drehen, und ob deshalb Worte neuerdings anfangen, sich gegenseitig anzuspriegen, zu zerbeißen, vielleicht sogar in einem Moment der geistigen Umnachtung zu verschlingen, wie Tiere in einer Menagerie, die keinen Wärter mehr hat, und ob genau darin, im Tumult der zerspringenden Silben, das wahre Gedicht beginnt, ein Gedicht, das nicht geschrieben, sondern aus sich heraus gestürzt wird, das nicht gelesen, aber getrunken werden muss wie ein viel zu bitterer Wein.

Und so bleibe ich stehen, mitten auf der Straße, während um mich herum die Müllabfuhr der Semantik vorbeifährt, und ich werfe meinen letzten, mühsam zusammengesparten Satz in die bereits abgeholte Tonne hinein, in der Hoffnung, dass er recycelt werde zu etwas, das endlich leichter ist als die Welt, zu einem Federhut oder zu einem flatternden Auge werden kann, aber sicherlich zu einem reinen, unschuldigen Lachen.

Kerberos auf Erden

Es war eine jener Nächte, die kein wirklicher Anfang und kein richtiges Ende kannten, denn irgendwo in den Schatten, wo die Straßenlaternen in ihrem eigenen Rhythmus zuckten und die Neonlichter ihre letzten, fiebrigen Versprechungen gaben, stand plötzlich Kerberos, der Wächter der Unterwelt, der dreiköpfige Hund, der sonst niemals ohne die Stimme der Toten auskam, und er wunderte sich, nicht nur über den Umstand, dass er überhaupt hier war, auf diesem merkwürdigen Planeten, wo Menschen so taten, als könnten sie mit Uhren das Unendliche vermessen, sondern auch über das Gefühl, dass etwas an ihm fehlte, ohne dass er genau sagen konnte, ob es seine Aufgabe war, die er vermisste, oder einfach das wohltuende, gleichmäßige Dunkel, das man Hades nannte.

Er bellte, aus allen drei Mäulern gleichzeitig, ein kurzes, unkoordiniertes Dreifachbellen, das so klang, als hätte man drei Opersänger mit Heiserkeit nebeneinander aufgestellt, und erschrak darüber, denn der Ton war weder furchteinflößend noch majestätisch, sondern eher wie ein bellender Lachanfall, der einer der drei Köpfe zu unterdrücken versuchte, während die anderen sich fragten, warum sie überhaupt so viel Geräusch machen mussten.

Eben in jenem Moment begann die Krise, die sich schleichend in ihm festsetzte: Was, wenn er gar kein Höllenhund mehr war, sondern nur irgendein missratener, überdimensionierter Schäferhund mit drei Köpfen, den die Menschen bestenfalls in ein Zirkuszelt stecken würden, um Kinder zu belustigen?

Er trottete durch die Straßen, schnupperte an Mülltonnen, die ihm grotesk vertraut vorkamen, als ob auch sie die Reste eines Lebens bewahrten, das längst vergangen war, und dann fiel ihm ein, dass er ja eigentlich eine Aufgabe hatte – er sollte bewachen, das Tor und den Übergang, den Ort zwischen Leben und Tod –, doch da er hier kein Tor fand, das groß genug oder würdig genug erschien, stellte er sich zunächst vor einen Kiosk, der geschlossen hatte, und knurrte feierlich, wobei die dritte Schnauze allerdings niesen musste, was das feierliche Knurren ruinierte und die Situation eher lächerlich machte.

„He, Hund, geh weg da“, rief ein Passant, ein älterer Mann mit einer Plastiktüte voller Bierdosen, und Kerberos, der ja durchaus intelligent war, verstand den Ton, wenn auch nicht die Worte, und fühlte sich plötzlich herabgesetzt, so als wäre er nicht mehr der gefürchtete Wächter, sondern nur ein Straßenkötter, dem man Befehle erteilte.

Er beschloss, seine Identitätskrise aktiv zu bekämpfen, und zwar durch Aktionen, die so sinnlos waren, dass sie wenigstens den Anschein von Wichtigkeit erwecken könnten, und so begann er, Müllcontainer von einer Straßenseite auf die andere zu schieben, mit der Logik, dass ein Wächter auch im Verlegen von Hindernissen seine Bestimmung erfüllen könnte, doch schon nach kurzer

Zeit stellte sich heraus, dass niemand dieses Werk zu würdigen wusste, außer einer Gruppe junger Leute, die kichernd Fotos machten und ihn „den verrückten Hundefreak aus der Nacht“ nannten. Kerberos, der normalerweise nur mit Toten zu tun hatte, fand die Lebenden in ihrer Art äußerst verwirrend, denn sie lachten, wo er Ernsthaftigkeit erwartete, und sie ignorierten ihn, wo er fürchterlichen Respekt gewohnt war, und so trottete er weiter, mit hängenden Ohren und einem schwankenden Schweif, der nicht wusste, ob er wedeln oder hängen sollte.

Unterwegs traf er auf eine Gestalt, die mindestens ebenso absurd wirkte wie er selbst, einen Mann in einem zu großen Anzug, der auf einem Klappstuhl mitten auf der Straße saß und scheinbar damit beschäftigt war, aus einem dicken Buch die Verkehrszeichen vorzulesen, was er in monotonem Singsang tat, als wolle er die Welt mit einem Gesetz beschwören, das niemand befolgte.

„Paragraph siebenundvierzig, Unterabsatz drei: Hunde mit mehr als einem Kopf sind von der Leinenpflicht ausgenommen“, sagte der Mann mit ernster Miene, und Kerberos nickte, halb erleichtert, halb irritiert, obgleich er wusste, dass es gar keine solchen Paragraphen geben konnte, doch die Erlaubnis war ihm willkommen, denn er war ohnehin nie an eine Leine gewöhnt.

Danach begegnete er einer Gruppe von Nachteulen – keine echten Vögel, sondern Menschen, die sich in schwarzen Mänteln in einen Park gesetzt hatten, um dort über Philosophie zu debattieren –, und weil Kerberos drei Köpfe hatte, konnte er an drei Diskussionen gleichzeitig teilnehmen: der eine Kopf vertrat die Ansicht, dass die Nacht ein reines Nichts sei, das nur durch die Erinnerung an den Tag existiere, der zweite Kopf behauptete, die Nacht sei die eigentliche Wahrheit und der Tag nur eine Lüge des Lichts, während der dritte Kopf sich damit beschäftigte, ob es hier im Park vielleicht Würstchenstände gäbe, und so endete die Debatte im Chaos, denn die Philosophen fühlten sich gleichzeitig erleuchtet und beleidigt, was in ihren Gesichtern wie eine Mischung aus Rührung und Verdauungsproblemen aussah.

Doch nichts davon half, seine Identitätskrise zu überwinden, und so versuchte er es mit einer Tätigkeit, die ihm in ihrer Nutzlosigkeit tröstlich erschien: Er sammelte alle herrenlosen Einkaufswagen ein, die er finden konnte, und stellte sie sorgfältig in Reihen auf, als ob er ein neues Tor zur Unterwelt daraus bauen wollte, doch auch das brachte nur Ärger, weil ein Sicherheitsmann ihn mit einer Taschenlampe anstrahlte und schimpfte, dass das Privateigentum sei, worauf Kerberos in seiner Verzweiflung ein wenig jaulte, was klang, als würde ein ganzer Chor von Baritonen gleichzeitig versuchen, ein Liebeslied zu singen – nur eben falsch.

Später in der Nacht, als er schon fast aufgeben wollte, begegnete er einer Frau, die eine leuchtend grüne Perücke trug und mit einem Papagei an der Leine spazieren ging, und sie sprach ihn an, als sei er das Normalste der Welt: „Na, hast du dich verlaufen, Kleiner?“ – und Kerberos, überwältigt

von so viel Nonchalance, legte sich vor ihre Füße, so als wolle er sagen: Ja, verlaufen habe ich mich, in mir selbst – verlaufen in einer Welt, die ich nicht verstehe.

Die Frau jedoch hatte es eilig, sie nickte ihm nur zu, ließ den Papagei ein „Hades, Hades!“ krächzen und verschwand, und Kerberos fühlte sich zugleich getröstet und erneut verlassen, ein Zustand, den er bis dahin nur den Seelen der Toten zugeordnet hatte.

Als die ersten Schleier des Morgens am Himmel erschienen, zog es ihn unaufhaltsam zum Hafen, wo das Wasser noch dunkler wirkte als die Nacht selbst, doch auf der Oberfläche tanzten bereits die ersten Streifen von Licht, und er setzte sich, schwer, mächtig und doch merkwürdig friedlich, und sah mit allen drei Köpfen zugleich, wie die Sonne, rot und unbeirrbar, aus dem Horizont kroch, und er dachte, dass diese Welt der Lebenden mitunter gar nicht so absurd sei, wie er sie zunächst empfunden hatte, und dass Schönheit manchmal da beginnt, wo man sie am wenigsten erwartet – selbst für einen dreiköpfigen Hund, der eigentlich gar keiner sein wollte, aber eben doch war.

So bellte er noch einmal, leise diesmal, ein Dreiklang aus Verwunderung, Erleichterung und einem Hauch von Freude, während die Sonne sich im Wasser spiegelte, und für einen Moment war er nicht mehr Wächter einer Unterwelt und nicht mehr Verlorener in der Oberwelt, sondern einfach nur ein Geschöpf, das den Beginn eines neuen Tages betrachtete.

Die Republik der Piraten

Text 1

Der Hafen roch nach altem Rum, nach Schweiß und nach der Fäulnis von Fisch, der zu lange in der Sonne gelegen hatte, und das Wasser im Becken von Nassau war so träge und trüb, dass es nicht einmal die Mühe machte, die Fäkalien der Stadt zu verschlucken, sondern sie wie eine zynische Einladung an Fliegen und Ratten an der Oberfläche treiben ließ, während am Kai Männer standen, deren Gesichter wie getrocknete Lederstücke wirkten und deren Augen jede Bewegung musterten, nicht weil sie neugierig waren, sondern weil sie gewohnt waren, dass jede Bewegung Gefahr bedeuten konnte, und weil in dieser Stadt ein falscher Blick so schnell eine Klinge ziehen konnte wie ein falsches Wort.

Sie nannten den Ort die Republik der Piraten, als wäre das eine Art Witz oder eine Verbeugung vor einer Ordnung, die nie existiert hatte; in Wahrheit war es eine Ansammlung von Männern, die ihre Seele in der Gischt und im Pulverrauch verloren hatten, Frauen, die ebenso viel getrunken wie verhandelt hatten, und Kindern, die nicht wussten, wer ihre Väter waren, und die auch nie fragen würden, weil in Nassau niemand Fragen stellte, wenn er wusste, was gut für ihn war. Die Tavernen hingen voll mit Rauch, Gestank und Geschichten, die immer mehr Blut und Gold hatten, je weiter die Nacht fortschritt, und zwischen dem zerschlissenen Holz der Tresen krochen Kakerlaken, die mehr von den Geheimnissen dieser Stadt wussten als die Männer, die sie betranken.

Hornigold, der graue Fuchs, der sich noch an die Zeit erinnerte, als er einen Brief von der Krone besaß und seine Gewalt im Namen des Königs ausübte, saß mit einer Flasche billigen Rums an einem Tisch und sprach leise mit Blackbeard, dessen Bart, in Teer und Zunder getränkt, im Lampenlicht wie die Klinge eines stumpfen Dolches glänzte. Sie redeten nicht über die See, sie redeten über das spanische Gold vor Florida, über die Schiffe, die es noch nicht bis nach Havanna geschafft hatten, und über Männer, die zu langsam waren, um zu entkommen, wenn der Wind einmal auf der falschen Seite stand. In dieser Stadt sprach man nicht von Freiheit oder Abenteuer, man sprach von Beute, von dem, was man nehmen konnte, bevor jemand anderes es tat.

Die Nächte in Nassau hatten etwas von einem Würfelspiel, bei dem der Einsatz das eigene Leben war, und wer lang genug zusah, konnte erkennen, dass die meisten irgendwann verloren. Vane war einer von denen, die das Glück immer wieder herausforderten, zu trotzig, um den Königspardon anzunehmen, zu stolz, um einem Gouverneur die Hand zu geben. Als Rogers kam, mit seinem verdammten Motto „Expulsis piratis, restituta commercia“ und einer Flotte, die groß genug war, jeden noch so flachen Einlauf der Insel zu blockieren, wusste jeder, dass die Würfel neu geworfen wurden. Manche, wie Hornigold, nahmen das Angebot, andere, wie Vane, flohen durch Feuer und

Rauch, und ein paar, die zu langsam oder zu betrunken waren, wurden am nächsten Morgen am Galgen gesehen, das Gesicht so grau wie das Holz, an dem sie hingen.

Nassau war nie ehrlich und nie sicher gewesen, aber es hatte eine Art von Logik, die nur in der Abwesenheit von Gesetzen funktioniert: Du nahmst, was du kriegen konntest, du gabst nichts zurück, und du lebstest, solange deine Hand schneller war als die der anderen. Als Rogers begann, die Festung zu reparieren, Patrouillen einzusetzen und Preise auf Köpfe auszusetzen, veränderte sich der Rhythmus der Stadt, und der Klang von Hämmern und Spaten vermischte sich mit dem Flüstern über geheime Ankerplätze und sichere Buchten. Die Republik der Piraten endete nicht in einem großen Knall oder Kampf, sondern in einem langsamen, zähen Ausbluten – die Männer gingen, die Tavernen wurden leerer, und das Wasser im Hafen war noch immer trüb, nur dass nun niemand mehr darin wartete.

Text 2

Nassau, frühes 18. Jahrhundert: ein paradiesisches Fleckchen Erde, wenn man Paradies so definiert, dass es aus stinkendem Hafenwasser, einer Anzahl von Tavernen, die nach altem Rum und noch älteren Piraten rochen, und mindestens dreißig verschiedenen Möglichkeiten besteht, noch vor Sonnenuntergang in eine Schlägerei verwickelt zu werden. Die „Republik der Piraten“ nannten sie es hier, und wenn man ganz genau hinhörte, konnte man fast das Kichern der Götter über diese Bezeichnung vernehmen, denn republikanisch war hier nur, dass jeder gleich oft bestohlen wurde. Die Hafenmeisterei war eine wacklige Hütte mit einem Schild, das so schief hing, dass es jedem ankommenden Kapitän signalisierte: „Willkommen, wir nehmen eure Ladung, eure Würde und vielleicht eure Hosen.“ Das Hafenbecken selbst war so flach, dass jedes Schiff mit mehr als einem halben Meter Tiefgang sofort festsaß, was die Verteidigung zwar erleichterte, aber auch bedeutete, dass man beim Ablegen oft den halben Ort bitten musste, das Schiff ins tiefere Wasser zu schieben. Hier liefen sie alle ein: Hornigold, der versuchte, seriös zu wirken, indem er allen erzählte, er sei mal im Auftrag des Königs unterwegs gewesen, als ob das irgendjemanden beeindrucken würde; Blackbeard, der seinen Bart in Teer tunkte und mit Luntten dekorierte, weil er offenbar noch nie davon gehört hatte, dass Feuer und Gesichtshaar eine eher problematische Kombination sind; und Charles Vane, der fest davon überzeugt war, dass „Verhandeln“ nur ein anderes Wort für „zeitaufwendige Form von Plündern“ ist.

Die Tavernen waren das Herz der Stadt, oder vielleicht auch nur ihre Leber. Hier wurde nicht nur Rum in Mengen ausgeschenkt, die selbst einen Ochsen umgehauen hätten, hier wurden auch Pläne geschmiedet, Bündnisse gebrochen und philosophische Debatten geführt, etwa darüber, ob eine ordentliche Enterhakenkollektion wichtiger sei als eine funktionierende Schiffstoilette. Die Bedienungen – allesamt Frauen mit scharfem Blick und noch schärferer Zunge – beherrschten die

Kunst, einem betrunkenen Piraten gleichzeitig das Herz zu brechen, den Geldbeutel zu leeren und ihn mit einem gezielten Ellenbogenstoß von seinem Stuhl zu befördern.

1718 kam Gouverneur Woodes Rogers – der Mann, der offenbar nie gelernt hatte, wie man in Nassau Freunde gewinnt. Er brachte königliche Begnadigungen mit, was die Hälfte der Piraten sofort verdächtig fand („Zu schön, um wahr zu sein!“), während die andere Hälfte das Angebot annahm, nur um festzustellen, dass es keine kostenlose Rum-Flatrate beinhaltete. Rogers’ Motto „Expulsis piratis, restituta commercia“ wurde in Nassau schnell übersetzt zu: „Weg mit den Piraten, her mit dem langweiligen Handel“, was in den Tavernen für ungefähr so viel Begeisterung sorgte wie ein Eimer kaltes Wasser auf eine Rum-Party.

Vane lehnte das Angebot ab, was nicht weiter überraschte, da er bereits eine Liste von Dingen führte, die er hasste: Gouverneure, königliche Gesetze, und den Moment, wenn der Rum aus war. Hornigold dagegen nahm die Begnadigung an und begann prompt, seine alten Kumpels zu jagen – eine Karriereentscheidung, die in der „Republik der Piraten“ ungefähr so beliebt war wie die Einführung einer Raubzugsteuer.

Das Ende kam nicht als großes Seegefecht, sondern eher wie ein langsamer Kater: Die Schiffe verschwanden, die Tavernen wurden ruhiger (also nur noch drei Schlägereien pro Abend), und die Papageien, die einst stolz „Arrr!“ krächzten, lernten plötzlich höfliche Floskeln wie „Guten Tag, Sir“.

Heute erinnert in Nassau nur noch das flache Hafenbecken an die goldene Zeit, in der jeder Tag ein Abenteuer, eine Schlägerei oder beides war – und wenn man genau hinsieht, kann man im Morgengrauen vielleicht noch den Schatten eines Piraten sehen, der versucht, seinen Rum zu retten, während er gleichzeitig überlegt, ob es sich lohnt, den Gouverneur doch noch zu enter... rein hypothetisch, versteht sich.

Der Dritte im Garten

Es ist nicht so, dass mir etwas fehlte, jedenfalls nicht in einer Form, die sich leicht hätte benennen lassen, und auch nicht in jenen abendlichen Stunden zwischen dem Verstummen des Tages und dem ersten Atemzug der Nacht, wenn meine Frau und ich im weichen, bernsteinfarbenen Licht der Küche saßen, die Gläser wie stille Brunnen zwischen uns, aus denen wir zugleich tranken, ohne die Lippen zu bewegen, und ihre Hand, wenn sie sie zufällig über den Tisch legte, einen Hauch von Wärme verströmte, der mich daran erinnerte, wie selbstverständlich unsere Nähe geworden war.

Und doch gab es dort drüben, nur drei Gärten weiter, diese beiden, die vielleicht ein Paar waren, vielleicht aber auch nur Komplizen in einer stillen, unvollendeten Geschichte; sie bewegten sich mit einer Art unaufdringlicher Selbstverständlichkeit, wie Menschen, die ihre Körper nicht zensierten, sondern sie so trugen, wie man eine Haut trägt, die man wählen würde, wenn man die Wahl gehabt hätte. Schon ihr Nebeneinander strahlte etwas aus, das nicht an der Oberfläche lag, sondern im Atemschatten ihrer Begegnungen – eine Wärme, die sich mir selbst über die Entfernung in den Nacken legte.

Ich kannte sie kaum, doch mein Kopf war längst ein stilles Atelier, in dem ich aus kleinen, beiläufigen Beobachtungen Szenen malte, deren Leinwände größer waren als die Wirklichkeit; ich stellte mir vor, wie sie am späten Nachmittag auf ihrer Terrasse saßen, die Gläser in den Händen, und wie vielleicht die Hand des einen zufällig das Knie des anderen berührte, zu lange, um ein Missverständnis zu sein, zu kurz, um Gewissheit zu werden – und dieser Zwischenraum, dachte ich, ist der Ort, an dem sich das Begehren wohlfühlt.

Dann, eines Abends, an dem der Himmel so dunkelblau war, dass man ihn für einen einzigen, endlosen Stoff hätte halten können, sah ich ihn.

Er stand an ihrem Gartentor, und schon in dem Winkel, den seine Schulter zum Holz bildete, lag eine Mühelosigkeit, die nicht erlernt war, sondern tief aus ihm kam; sein Körper war schmal, aber gespannt wie ein Bogen, als könne er jederzeit auf eine Bewegung antworten, und seine Augen – weit geöffnet, ohne zu starren – hatten etwas von Wasser, das kühl wirkt, aber in der Tiefe eine Wärme verbirgt, die man nur mit der ganzen Haut spürt.

Das Hemd, dessen Ärmel er hochgekremgelt hatte, klebte leicht an seinem Rücken, als wäre er eben erst aus einem Raum gekommen, in dem die Luft schwerer war als hier; die Jeans schmiegte sich an seine Hüften, ohne stramm zu sein, und in dem leichten Vorbeugen seines Oberkörpers lag eine unbestimmte Einladung, die nicht an mich gerichtet war – und mich gerade deshalb erreichte.

Ich wusste sofort, dass er bleiben würde, nicht sichtbar, nicht im Alltag, sondern in meinem Kopf; dass ich, wenn ich die Augen schloss, seinen Stand wieder abrufen könnte, das sanfte Gewicht seiner Hüfte in den Falten des Stoffes, den Winkel seines Kiefers, der so wirkte, als sei er zum Zupacken gemacht.

Von da an verlegte ich meine Wege, wie zufällig, und doch mit einer Erwartung, die ich mir nicht eingestand; ging am Abend langsamer an ihrem Zaun vorbei, als lauschte ich auf etwas, das sich nicht in Worten fassen ließ. Aber er blieb verschwunden, und meine Ungeduld mischte sich mit einer Furcht – der Furcht, dass ein zweites Sehen ihn verändern könnte, dass ich den rohen Glanz verlieren würde, den mein erstes Bild von ihm hatte.

Manchmal stand ich kurz davor, beiläufig zu fragen: „Wer war der Mann bei euch?“ – doch dann hielt mich etwas zurück, ein Gefühl, das halb Scheu, halb Angst war, als könnte schon die falsche Betonung mich verraten, als sei mein Interesse ein nackter Fuß in einer Tür, die besser geschlossen bliebe.

So ließ ich ihn wachsen, nicht als Mensch, sondern als Figur, die in mir eine andere Gestalt annahm: Er war derjenige, der sich ohne Eile über einen Tisch beugt, um etwas zu greifen, und dessen Nähe wie ein warmer Luftzug an der Innenseite des Handgelenks verweilt; der in der Tür lehnt, während eine Frau an ihm vorbeigeht, und sie nicht berührt, aber so nah ist, dass sie ihren eigenen Schritt verändert.

Manchmal, wenn ich allein im Wohnzimmer sitze, das Glas in der Hand und der Abend sich so langsam ins Schwarz zieht, dass man das genaue Verschwinden des Tages nicht bemerkt, lasse ich ihn wiederkommen, nicht als Besucher mit Höflichkeiten und Lächeln, sondern so, wie er in jenem ersten Moment dastand, nur dass er diesmal nicht an ihrem Gartentor lehnt, sondern in meinem steht, den Körper leicht seitlich, als wolle er mich passieren lassen, obwohl wir beide wissen, dass ich es bin, der nicht vorbeikommt; er trägt das gleiche Hemd, nur etwas offener, und unter dem Stoff zeichnet sich eine Wärme ab, die nicht von der Luft kommt, und als ich näher trete, rieche ich diesen Hauch von Haut und irgendetwas Dunklerem, das man nicht kaufen kann, und er sagt nichts, aber sein Blick hält mich dort fest, wie man eine Hand festhält, die man nicht loslassen will, obwohl sie nicht gehört – und vielleicht ist es in diesem Blick, vielleicht in der langsamen Bewegung seiner Finger, die am Türrahmen entlangstreichen, dass etwas geschieht, das nicht im Raum, sondern nur in mir passiert: eine Verschiebung, eine Ahnung davon, wie es wäre, wenn er mich nicht an sich vorbeiläße, sondern mich hineinziehen würde, in einen Raum, den es gar nicht gibt, und in dem wir beide, ohne zu sprechen, wüssten, dass dies der Punkt ist, an dem man nie wieder zurückgeht.

Doch er kam nicht zurück, und irgendwann begann ich zu begreifen, dass seine Macht nicht in seiner Gegenwart lag, sondern in seiner Abwesenheit; dass er in mir einen Raum geöffnet hatte, in

dem ich selbst ein anderer werden konnte, ohne dass jemand es bemerkte – und dass diese Möglichkeit süßer war als jede Gewissheit, die ich hätte finden können.

So kehrte ich zurück in mein Leben, in das warme Licht unserer Küche, in den vertrauten Schwung ihrer Hand auf meinem Arm, und trug doch in mir diesen Dritten im Garten, der nie wieder dort stand, und doch nicht fortging, weil er längst nicht mehr aus Fleisch bestand, sondern aus Blicken, die man nicht erwidert, aus Gedanken, die man nicht beichtet, und aus der leisen Ahnung, dass manche Begegnungen nur deshalb so mächtig sind, weil sie nie wirklich geschehen.

Der Raub

Paris, das in jenem Sommer des Jahres 1911 zwischen der Eleganz seiner Boulevards und der steten, nie wirklich ruhenden Strömung aus Theaterpremieren, Cafégesprächen, dichterischer Avantgarde und technischer Moderne wie eine ungeduldige Hauptstadt der Welt schimmerte, legte an Montagen eine andere Gangart ein, weil die großen Häuser an diesem Tag der Woche schlossen, und eben dieser Montag, der 21. August, mit dem gemächlichen Schritt der Hausdienste und Handwerker, die in grauen Kitteln zwischen Marmor und Meisterwerken umherschritten, sollte zum paradoxen Symbol einer Lässigkeit werden, die dem Ungeheuerlichen Vorschub leistete, denn die Stadt der Lichter, deren Selbstgewissheit sich in jedem Schaufenster und jeder eleganten Promenade spiegelte, war im Begriff zu lernen, dass die größte Sensation dort beginnen kann, wo die Wachsamkeit am kleinsten ist.

Wer den Salon Carré betrat, sah, wie sich die Stille der geschlossenen Räume vor einem ausbreitete wie eine Bühne ohne Orchester, und wer – wie Vincenzo Peruggia – schon zuvor als Anstreicher und Glaser im Auftrag externer Firmen für den Louvre gearbeitet hatte, kannte die Prozeduren, die Gewohnheiten, die kleinen Abkürzungen und das selbstvergessene Vertrauen, das man einer weißen Arbeitsbluse entgegenbrachte, sodass der schlichte Akt, ein Bild von der Wand zu nehmen, zur konsequenten Fortsetzung eines alltäglichen Bewegungsmusters wurde, das außer dem Mut und der Unverfrorenheit des Tatentschlusses nichts Spektakuläres benötigte, weil der wahre Skandal nicht der Einbruch war, sondern die offene Tür, die sich gesellschaftlich und institutionell bereits vor dem Täter auftat.

Als Peruggia das Gemälde von der Wand gehoben und in ein Diensttreppehaus getragen hatte, wo er die Schutzverglasung löste, den Rahmen entfernte und dann, mit dem Gewicht einer plötzlich allzu weltlichen Ikone in den Händen, vor einer verschlossenen Tür stand, kam ihm das Glück in Gestalt eines arglosen Klempners zu Hilfe, der – von den kleinen Dramen der Haustechnik bewegt, nicht von der Größe eines Kunstverbrechens beunruhigt – beim Lösen und Montieren eines Knaufs half, wodurch ein Augenblick der Peinlichkeit, womöglich der Entdeckung, sich in eine Geste unbewusster Komplizenschaft verwandelte, während in diesem Treppenhause der Rahmen, die Glasscheibe und ein Daumenabdruck zurückblieben, der später wie ein stummer Vorwurf an die Ordner der Ermittlungsakten haften sollte.

Die Entdeckung der Leerstelle, die am Dienstag, dem 22. August, durch den Maler und Kopisten Louis Bérourd ihren ersten staunend gesprochenen Satz fand, geriet zunächst zur Farce, weil man die Möglichkeit erwog, das Bild sei ausgeliehen oder im Studio, und als die Sicherungen, Nachfragen und Kontrollen das Gegenteil erbrachten, begann ein Schaudern im Mauerwerk, das man beinahe hören konnte, denn der Louvre schloss seine Tore für eine Woche, und die Polizei,

die mit dem Stolz der Moderne auf neue Methoden wie die Fingerabdrucktechnik verwies, hatte zwar einen Abdruck aus dem Treppenhaus, aber keinen Adressaten dafür, keinen Namen, keinen schnellen Treffer, der den Zorn der Öffentlichkeit in Bewunderung für kriminalistische Nüchternheit verwandelt hätte.

Die Ermittlungsarbeit, die in den ersten Tagen und Wochen von Eifer, Druck, öffentlicher Erwartung und der Notwendigkeit, eine demütigende Lücke zu füllen, gleichermaßen befeuert wurde, bewegte sich zwischen konsequenter Spurensuche und theatralischen Gesten, wie sie die Verhaftung Guillaume Apollinaires am 7. September und die Vernehmung Pablo Picassos exemplarisch zeigten, denn der Verdacht folgte der Nähe zur künstlerischen Avantgarde mehr als dem kalten Maß der Beweise, und obgleich man den Rahmen, die Glasvorrichtung, den Abdruck und eine Reihe von Zeugenaussagen besaß, fehlte die nüchterne Verknüpfung, die den unscheinbaren Arbeiter im weißen Kittel als das ins Visier rückte, was er tatsächlich war, während gleichzeitig die Institutionen, die ihr Selbstbild aus Ordnung, Wache und Tradition bezogen, zusehen mussten, wie ihnen der Sockel unter den Füßen zu wanken begann.

Je länger die Leerstelle dauerte, desto mehr füllten sie die Blätter der Zeitungen, die den Mangel zur Ware machten und das Verschwinden zur größten aller Sichtbarkeiten erhoben, und von New York bis St. Petersburg, von den Karikaturisten der Satireblätter bis zu den nüchternen Spalten der großen Gazetten, begann ein tägliches Theater des Rätsels, in dem angebliche Geständnisse, anonyme Hinweise, hochstaplerische Legenden und kulturpolitische Deutungen zu einem Reigen verschmolzen, der die Öffentlichkeit atemlos hielt, wobei der Refrain stets derselbe blieb – wo ist sie, die Frau mit dem rätselhaften Lächeln –, und die Medien, die die Gegenwart sonst mit tausend kleinen Geschichten beschallten, fanden plötzlich in der Abwesenheit des Bildes die lauteste Erzählung ihrer Zeit.

Unterdessen lebte das Gemälde ein stilles, beinahe monastisches Dasein in einer schlichten Pariser Einzimmerwohnung nahe dem Canal Saint-Martin, wo Peruggia es, in Tuch geschlagen, in einer Truhe verbarg, als brauche das weltberühmteste Gesicht der Renaissance einen hölzernen Kokon, um die rauschhafte Welt der Schlagzeilen draußen zu halten, und man möchte sagen, dass in dieser Dunkelheit, unter dem Bett, zwischen Kreisschlüssel, Rechnungszetteln und dem gleichmäßigen Atem des Schlafenden, eine andere Art der Geschichte stattfand, denn hier war sie, die Mona Lisa, nicht Objekt von Besitzansprüchen, Nationalismen oder der Logik der Institutionen, sondern ein schweigendes Bild, das einen Mann zum Hüter seiner eigenen Legende machte, obwohl ihn die Welt nicht Hüter, sondern Dieb nannte.

Die psychologische Kontur dieses Mannes, der aus Italien nach Paris gekommen war, um Arbeit zu finden und der die Räume des Museums aus der niedrigsten, aber intimsten Perspektive kannte, lässt sich nicht in einem einzigen Motiv festhalten, denn sein Patriotismus war, so wie er ihn

vortrag, ein Gemisch aus verletztem Stolz, historischer Unkenntnis und dem tiefen Wunsch, einem als übergroß empfundenen Frankreich eine Handvoll symbolischer Gerechtigkeit zu entwinden, während zugleich die Aussicht auf Lohn, Anerkennung oder wenigstens die entlastende Geste einer vermeintlichen Heimführung wie ein schweigender Mitwisser in seinen Bewegungen lag, wodurch der Täter, den die Gerichte später milder beurteilten, weil er von der Nation sprach und nicht vom Gewinn, in Wahrheit zwischen den beiden Polen eines kleinteiligen Eigennutzes und eines grandios missverstandenen Pathos hin- und hergerissen blieb.

Die Polizei, die in den Monaten nach der Tat mehrere Wellen von Nachforschungen unternahm, legte Akten an, sortierte Aussagen, verfolgte Hinweise, wertete Fingerabdrücke aus, und doch entstand, wie so oft in großen Apparaten, ein Schattenraum zwischen Daten und Deutung, in dem das eine richtige Zeichen – der Abdruck aus dem Treppenhaus, die nahe Handwerkersphäre, das so plausible Szenario des Kittels – zwar vorhanden, aber nicht gebündelt war, als mangle es weniger an Fakten als an dem verknüpfenden Blick, der aus verstreuten Spuren eine Linie macht, weshalb auch die öffentlichkeitswirksamen Ermittlungsakte, die man im Namen der Entschlossenheit gegen prominente Künstler richtete, am Ende eher das Unbehagen an der eigenen Ratlosigkeit beschwichtigten, als die Wahrheit ans Licht zu ziehen.

Während die Boulevardpresse mit grellen Überschriften operierte und die ernsthaften Blätter gelehrte Kolumnen über Eigentum, Nation und Kunstgeschichte druckten, wuchs das Bild abwesenderweise in einen Mythos hinein, der jede reale Farbe überstrahlte, und weil die Leerstelle auf der Museumswand nun wie ein Reliquiar ohne Reliquie war, pilgerten Menschen dorthin, um die Abwesenheit zu betrachten, als wäre sie ein neues Werk, und man machte Witze, schrieb Chansons, fertigte Karikaturen, in denen der leere Rahmen in einem Armlehnstuhl saß, während die Mona Lisa im Nachtleben von Montmartre auftauchte, und all dies fügte sich zu jener modernen Einsicht, dass der Ruhm nicht nur in der Präsenz, sondern auch im orchestrierten Mangel eines Gegenstandes liegt.

Als dann, zwei Jahre nach dem Morgen im Salon Carré, der Mann im weißen Kittel – inzwischen wieder ein gewöhnlicher Pariser Einwohner unter vielen – den Entschluss fasste, die Stille zu brechen, und unter dem Alias „V. Leonard“ dem Florentiner Kunsthändler Alfredo Geri schrieb, um eine Rückführung des Gemäldes nach Italien in Aussicht zu stellen, begann ein zweiter, ebenso kriminalistischer Akt der Geschichte, einer, der aus Misstrauen, vorsichtigen Absprachen und der notdürftigen Tarnung einer jahrhundertealten Dame bestand, weshalb Geri den Direktor der Uffizien, Giovanni Poggi, ins Vertrauen zog, damit die Begegnung in einem Hotelzimmer des Albergo Tripoli-Italia nicht nur die Sensation, sondern auch die Autorität eines Blicks besaß, der zwischen einer Fälschung und dem originalen Werk zu unterscheiden wusste.

Die Szene im Hotelzimmer, in der das sorgfältig eingewickelte Gemälde aus seinem Stoff befreit wurde, bot den paradoxen Augenblick einer Wiedergeburt ohne Geburt, denn als die Männer die bekannten Züge sahen – die Hände, die pyramidal ruhen, das Landschaftsband, das wie ein ferner Atemzug um den Körper schwingt, das Lächeln, dessen Rätsel an diesem Tag vielleicht weniger subtil als sonst war, weil es zugleich das Ende einer zweijährigen Verwirrung bedeutete –, wussten sie, dass die Wahrheit vor ihnen lag, und während draußen das Italien der jungen Nation seine Symbole zählte, griff die Polizei zu, als wolle sie mit einer einzigen, klaren Geste all das Ungefähre tilgen, das die Ermittlungen in Paris so lange begleitet hatte.

Was folgte, glich einem nationalen Festzug, dessen kulturpolitische Choreografie selbst jenen überraschte, die im Namen der nüchternen Sache handelten, denn in Florenz und später in Mailand entstanden Schlangen vor den Museumsportalen, die zeigten, wie schnell ein Kunstwerk vom Gegenstand der Ermittlungen zum Banner der Identität werden kann, und die Uffizien, in denen man die Mona Lisa ausstellte, wurden zur Bühne einer symbolischen Heimkehr, die wenig Rücksicht darauf nahm, dass das Bild historische Wege gegangen war, die sich nicht in das einfache Vokabular des Raubes durch Napoleon fügen wollten, während dennoch überall die Erzählung der Rückkehrerin dominierte, die man hochleben ließ, bevor sie, umgeben von höflichen diplomatischen Gesten, am 4. Januar 1914 in den Louvre zurückkehrte.

Die Pinacoteca di Brera, die wenige Tage zuvor zur zweiten italienischen Station des Gemäldes geworden war, zeigte, wie die Begeisterung sich zwischen Ruhe des Museums und Lärm der Straße vermittelte, und weil im späten Dezember 1913 die Luft bereits jenen metallischen Ton annahm, den das kommende Jahr dem Kontinent bringen sollte, mischte sich in den Jubel ein leiser Unterton der Beklemmung, als ahnte man, dass die Geschichten der Nationen bald andere Farben bekommen würden, doch für den Augenblick galt nur die Freude an einer Ikone, die aus der Nacht des Verschwindens in das Tageslicht der öffentlichen Besichtigung zurückgekehrt war, und die Presse, die zwei Jahre lang Lücken gefüllt hatte, konnte nun endlich Fülle zeigen, so als sei das Gedruckte durch das Ausgestellte endlich eingelöst.

Der Prozess gegen Vincenzo Peruggia, der im Juni 1914 zu dem Urteil eines Jahres und fünfzehn Tagen führte, wobei der tatsächliche Vollzug mit rund sieben Monaten knapp ausfiel, wurde zum abschließenden Akt einer Inszenierung, die das Gericht nicht gänzlich beherrschte, denn die Verteidigung, die vom Patriotismus sprach, von der Heimführung eines unrechtmäßig in Frankreich befindlichen Schatzes, traf in den Ohren des Publikums auf einen Resonanzraum, den die Justiz zwar nicht teilen musste, aber doch nicht ignorieren konnte, weshalb die Worte des Angeklagten – ungebildet in Geschichte, sicher, aber klug genug, das Vokabular des Herzens zu sprechen – schwerer wogen, als es die schlichte Bilanz von Tat und Schaden vermuten ließ, und der Mythos, der das Bild vergrößert hatte, zeigte seine Kraft nun auch am Rand des Richtertisches.

Am Ende blieb eine Geschichte, die weniger durch technische Raffinesse als durch die Enthüllung institutioneller Gewöhnung, medialer Verstärker und menschlicher Selbstdeutung leuchtete, eine Geschichte, in der die Abwesenheit zu einer Form von Gegenwart wurde und ein Mann mit einem Kittel, einem Werkzeugkasten und einer Beharrlichkeit, die ebenso aus Irrtum wie aus Überzeugung geboren war, die Welt vorführte, wie verletzlich selbst die größten Heiligtümer sind, wenn man sie für selbstverständlich hält, und wie schnell das, was wir schützen wollen, in die Sphäre der Erzählung entgleitet, worin es zugleich unantastbarer und gefährdeter erscheint, weil es von den Blicken lebt, die es nicht sehen.

Wenn man schließlich den Salon Carré wieder betritt, in dessen luftiger Würde die Geschichte dereinst ihren Anfang nahm, und das Bild, das längst mehr ist als ein Gemälde, betrachtet, dann begreift man, dass der Ruhm, der ihm anhaftet, ein Gemisch aus künstlerischer Vollkommenheit und kriminalistischer Exposition ist, aus der Genauigkeit eines Pinsels und der Ungenauigkeit einer Welt, die ihre Aufmerksamkeiten nach dem Kalender der Sensationen verteilt, und dass das Lächeln, das so oft als unentschlüsselbar gepriesen wurde, vielleicht gerade deshalb so berühmt wurde, weil es zwei Jahre lang von niemandem gesehen wurde und in dieser unsichtbaren Zeit jene Menge an Bedeutungen ansammelte, die nur die Leere so geduldig zu speichern versteht.

Denn das Vermächtnis des Raubes, in dessen Verlauf ein Türknauf zur dramatischen Requisite, ein Fingerabdruck zur verpassten Gelegenheit, ein Dichter zur Fehladressierung des Misstrauens und ein Maler zum zufälligen Zeugen eines historischen Lochs wurde, besteht nicht allein in der Rückkehr des Werkes und dem milden Urteil gegen den Täter, sondern darin, dass eine europäische Öffentlichkeit sich im Spiegel einer fehlenden Ikone betrachtete und entdeckte, dass die Kunst nicht nur durch Schönheit gebietet, sondern auch durch Geschichte, und dass jede große Erzählung – selbst wenn sie mit einem Kittel und einer Truhe beginnt – am Ende über das hinausweist, was eine einzelne Hand greifen kann, weil sie zeigt, wie sehr die Dinge, die wir besitzen wollen, in Wahrheit uns besitzen.

Und so lässt sich die Chronik, die am 21. August 1911 mit einem Gang durch stille Museumsgänge begann und am 4. Januar 1914 mit einer Rückkehr endete, die man in Diplomatie und Pressejubiläum kleidete, als ein Lehrstück lesen, dessen Moral weder allein in der Klugheit des Täters noch in der Torheit der Wächter liegt, sondern in der beweglichen Grenze zwischen Ordnung und Zufall, zwischen Beweis und Erzählung, zwischen dem sichtbaren Gegenstand und der unsichtbaren Macht der Aufmerksamkeit, welche, einmal erweckt, aus jeder Lücke eine Bühne macht und aus jeder Bühne ein Tribunal, vor dem der Ruhm verhandelt wird, bis er, wie das Lächeln der Dame, zu einer stillen, unerschöpflichen Tatsache geworden ist.

Im Schatten der Birken

Als Noah an diesem kühlen Septemberabend die alte Straße entlangging, die von den letzten Sonnenstrahlen nur noch müde gestreift wurde, wusste er kaum, ob es die richtige Entscheidung gewesen war, den Umweg durch den Birkenhain zu nehmen. Eigentlich hätte er längst zu Hause sein sollen, wo seine Großmutter am Fenster saß und wartete, wie sie es jeden Abend tat, seitdem seine Eltern auf jener Reise verschwunden waren, von der sie niemals zurückkehrten.

Noah zog die Kapuze seines Pullovers tiefer ins Gesicht, schulterte den alten Lederrucksack fester und lauschte in die Stille, die nur von dem Rascheln der Blätter und dem gelegentlichen Schrei eines Vogels unterbrochen wurde. Er war fünfzehn, vielleicht ein wenig zu alt für das vage Unbehagen, das ihn jedes Mal befiel, wenn er den Birkenhain betrat. Aber irgendetwas an diesem Ort hatte immer in ihm eine seltsame Ehrfurcht geweckt – eine Ahnung davon, dass die Welt hier dünner war, durchlässiger, wie ein dünner Stoff, durch den sich etwas Unsichtbares drückte.

Die Bäume standen dicht beieinander, die weißen Stämme wie uralte Wächter, deren schwarze Male wie Augen wirkten, die jeden Schritt verfolgten. Noah trat vorsichtig auf den weichen, moosigen Boden, der an manchen Stellen so federte, dass es sich anfühlte, als würde er auf Wasser gehen. Er wusste, wo der alte Pfad verlief, selbst wenn er ihn kaum sehen konnte – sein Großvater hatte ihn als kleiner Junge oft hier entlanggeführt und ihm Geschichten von den „Flüsternden“ erzählt, die tief in den Birken lebten und nur jenen ihre Stimmen offenbarten, die nichts zu fürchten hatten.

Noah hatte nie daran geglaubt. Aber heute... heute war etwas anders.

Er blieb stehen, als er einen leichten Klang hörte – kaum mehr als ein Flüstern, kaum mehr als ein Atemzug. Es war nicht der Wind. Es war etwas anderes. Etwas, das seine Haut kribbeln ließ und ihm die Haare im Nacken aufstellte. Er schaute sich um, sah nur die endlose Reihe von Birken, die im letzten Licht des Tages silbern schimmerten.

Dann sah er sie: Eine Gestalt – kaum mehr als ein Schatten – stand zwischen den Stämmen, unbeweglich, als wäre sie selbst aus Holz geschnitzt. Noah hielt den Atem an. Für einen Moment war er sicher, dass es nur ein Spiel des Lichts war, doch die Konturen der Gestalt blieben bestehen, selbst als er blinzelte. Sie war schlank, fast durchsichtig, und etwas an ihrer Haltung, an der Art, wie sie sich scheinbar im Wind wiegte, erinnerte ihn an jemanden. Aber an wen?

Er wusste nicht, warum er sich nicht abwandte, warum er nicht einfach rannte, wie es sein ganzer Körper ihm befahl. Stattdessen machte er einen Schritt vorwärts, dann noch einen, bis er fast an der Stelle war, wo der Pfad sich gabelte. Die Gestalt bewegte sich nicht. Oder doch? Vielleicht schien es nur so, aber Noah hätte schwören können, dass sie ihm zunickte – kaum merklich, kaum wahrnehmbar, aber doch einladend.

Und plötzlich wusste er es. Die Art, wie die Schultern leicht hingen, die Haltung, das unsichere, suchende Stehen – es war die Art, wie sein Vater manchmal dagestanden hatte, als er auf etwas gewartet hatte. Noah spürte, wie ihm die Tränen in die Augen traten, heiß und unaufhaltsam. Er wollte schreien, rufen, laufen – aber sein Körper war schwer wie Stein.

„Papa...?“ hauchte er, kaum hörbar.

Die Gestalt antwortete nicht. Aber sie drehte sich langsam um, ganz langsam, wie der Schatten einer Erinnerung, und ging tiefer in den Hain hinein. Ohne nachzudenken, ohne zu zweifeln, folgte Noah.

Der Weg wurde schmaler, verschlungener, und die Bäume standen so dicht, dass kaum noch Licht hindurchdrang. Noah spürte das kalte, feuchte Moos unter seinen Füßen und hörte nur das leise, fast bittende Wispern, das ihn lockte, sanft wie eine Melodie, die er kannte, sich aber nicht mehr erinnern konnte.

Er wusste nicht, wie lange er ging – Minuten, Stunden, vielleicht nur den Bruchteil eines Herzschlags. Aber als er schließlich auf einer kleinen Lichtung stand, war die Gestalt verschwunden. Stattdessen sah er einen alten, moosbewachsenen Stein, kaum mehr als einen Haufen im Gras, auf dem eine winzige Metallplakette angebracht war. Er kniete sich hin und strich vorsichtig über die Schrift, die kaum noch zu lesen war.

„Für die, die auf uns warten.“

Noah spürte, wie etwas in ihm aufriss – ein Schmerz, roh und wunderschön zugleich. Tränen liefen ihm über das Gesicht, und er ließ sie einfach fließen. Irgendwie verstand er plötzlich, was der Hain war, was die Flüsternden waren. Es waren nicht die Geister der Toten, wie er geglaubt hatte. Es waren Erinnerungen – eingefroren im Wind, im Rauschen der Blätter, im Rascheln der Schatten – und manchmal, nur manchmal, gaben sie sich zu erkennen, für jene, die bereit waren, zuzuhören.

Als Noah sich schließlich erhob, war die Gestalt fort, aber die Wärme blieb, wie eine Hand auf seiner Schulter. Er wusste nicht, ob es wirklich sein Vater gewesen war oder nur sein eigenes Herz, das ihm einen letzten Gruß schickte. Es spielte keine Rolle.

Langsam, mit einem neuen, zarten Frieden in seiner Brust, kehrte Noah den Weg zurück. Die Birken rauschten sanft, als wollten sie ihn begleiten, und der Himmel über ihm färbte sich bereits in tiefes, beruhigendes Blau.

Als er über die letzte Kuppe trat und sein kleines Zuhause in der Ferne sah, wo schon das Licht am Fenster brannte, wusste Noah, dass er nicht allein war – und es nie gewesen war.

In der Zwickmühle

Es gibt diese Tage im Leben, an denen sich eine Begebenheit an die andere reiht, von denen man jedoch in dem Moment des Geschehens keine im Kontext seines Lebens versteht. Erst später, in der Rückschau, ergeben sich die Linien, die das Leben zeichnen, und solche Linien werden oft durch diese unvorhergesehenen Ereignisse determiniert.

Die kaputte Kaffeemaschine am Morgen mochte noch ein schwacher, nerviger Hinweis auf einen interessanten Tag sein, doch der Platzregen, der sintflutartig auf mich niederprasselte, als ich exakt in der Mitte zwischen Parkplatz und Büro war, erschien im Nachhinein als Vorzeichen meines ganz persönlichen Harmageddons.

Auf der Arbeit schwankten die Aufgaben im normalen Spektrum des täglichen Wahnsinns, und beim Mittagessen in der Kantine war ich in der Schlange, der gesagt wurde, dass mein Leibgericht ausverkauft sei, sodass ich mich mit einer Portion Nudeln und einer nichtssagenden Sauce vorliebnehmen musste.

Auf dem Weg nach Hause spürte ich die Last der ungelösten Themen und ich gähnte in einer Frequenz, die ich normalerweise nur abends vor dem Fernseher verspürte.

Doch der Schock sollte noch auf mich warten, der mich aus dem geplant ruhigen Abend herausreißen würde. Ich hätte schon misstrauisch werden müssen, als ich nach Hause kam und mir eine Auswahl meiner Lieblings Speisen serviert wurde, doch meine Denkkapazität war so niedrig, dass ich diesen Umstand nicht kommen sah.

Dummerweise hatte ich just den Bissen eines Mettbrötchens im Mund – vielleicht werde ich nie wieder Mettbrötchen genießen können! –, als mich meine Frau aus heiterem Himmel fragte, ob ich Samenspender für ihre Schwester sein möchte. Wäre der Pfeffer auf dem Mett nicht schon Reizung genug, verschluckte ich mich dermaßen, dass kleinere, zerkaute Bröckchen über den Tisch flogen, um an unterschiedlichen Orten niederzuregnen.

Zunächst einmal stand die Beseitigung dieses Desasters an erster Stelle, doch noch während ich den Tisch säuberte, drang dieser eine Gedanke mit aller Macht in meinen Kopf zurück, was meine Frau wohl mit ihrer Frage beabsichtigte.

Alle Alarmsignale gingen gleichzeitig an, als ich auf die Idee kam, dass es vielleicht nur ein billiger Trick war, um meine Treue zu testen, doch spätestens mit dem zweiten Versuch wurde mir klar, dass die beiden Schwestern sich abgesprochen hatten und es ernst meinten.

Vielerlei Bilder schossen durch meinen Kopf und ich fragte mich, ob ich meine Schwägerin in irgendeiner Form begehrte, doch diesen Gedanken hatte ich tatsächlich noch niemals explizit gehabt. Die nächste Bilderserie brachte mir eine Vorstellung vom Sex mit ihr, doch als mir meine Frau von der Methode der Samenspende berichtete, wurde mir schlagartig klar, dass es kein heißes

Stelldichein werden würde, sondern ein durchsichtiger Becher in einem steril wirkenden Raum – woher ich diese Vorstellung besaß – ehrlich, keine Ahnung!

Es würde eine technisch herbeigeführte Schwangerschaft sein, mit einem Kind, das genetisch meins wäre und damit ein Halbgeschwister zu meinen jetzigen Kindern.

Plötzlich reduzierte dieser rein faktische und völlig unromantische Plan die Entscheidung darauf, ob ich mit dieser Familienkonstellation umgehen konnte, und als ich schon fast am Ende meiner argumentativen Reise war, hörte ich mich zustimmen und ahnte, dass mein Unterbewusstsein mal wieder weiter war als ich selbst – und zack, die nächste Linie war gemalt!

Master Jojo

Irgendwann in meiner späten Jugend wurde mein Spitzname Master Jojo von einem Mitschüler in die Welt gesetzt, der tatsächlich eher meinen volatilen Körperumfang kommentierte, als mich beleidigen zu wollen, denn er war mein bester Kumpel. Wir beide waren große Star-Wars-Fans und an einem folgenschweren Abend, als wir bei einer Tüte Chips und einem Triple-Choc-Eis einen der früheren Teile sahen, versprach er sich und hustete drauflos – wenige Sekunden später war mein Spitzname geboren und haftet seither an mir, als hätte man ihn in eine Schüssel voller Honig gelegt, um ihn an mich zu heften. Dass der Name richtigerweise meinen Zustand über die Zeit beschrieb, den ich alternativ sinuskurvenförmig nannte, war nur die ehrliche Einschätzung, die ich mir selber zugestand. Für mich gab es und gibt es – ähnlich wie beim Mond – nur zwei Zustände: den zunehmenden und den abnehmenden Zustand. In beiden Zuständen ist das Abhandensein von maßvoller Kontrolle der elementare Grund für meine Veränderungen. Wie es immer bei solchen lebensverändernden Entscheidungen ist, hing es im Wesentlichen von der Bereitschaft ab, die negativen Seiten der Veränderung entweder zu akzeptieren oder die positiven Seiten der Veränderung zu überzeichnen. Dieser Umstand der Radikalität beider Positionen führt aus meiner Sicht dazu, dass keiner der beiden Zustände auch nur die leiseste und geringste Chance auf Dauerhaftigkeit besitzt, da entweder die Strahlkraft der positiven Überzeichnung irgendwann ein Ende findet oder man einen Rappel bekommt, wenn ein neuer Aktivismus das Leben zu stark bestimmt. Als Master Jojo ist man – und ich im Besonderen – Sklave seiner eigenen Übertreibung, deren Nachhaltigkeit auch meine größte Schwäche ist. Und so sitze ich auch an diesem Abend vor dem Fernseher, stopfe mir Chips, salzige Nüsse und zwischendrin noch eine Bockwurst aus dem Kühlschrank in den Mund, gehe in Gedanken den Bestand der Nahrungsmittel in allen Schränken der Küche durch und frage mich, ob ich diese Form der Selbstmästung überhaupt so möchte. Ich weiß, dass diese Frage in naher Zukunft anders beantwortet werden wird, doch für den Moment bleibt mein Wesen still und das Genießen des nächsten Würstchens überstrahlt die Sorgen, dass ich mich wieder gefährlich nahe am oberen Wendepunkt der Sinuskurve befinde. Dann mal weiterhin: Guten Appetit, Master Jojo!

Ausnahmezustand

Es geschah just in dem Augenblick, als meine Frau in der Küche eine silberweiße Raupe an der Decke entlangkriechen sah, dass mein bisheriges Leben, das ich als entspannt und gesittet bezeichnen würde, von dem einen auf den anderen Moment in den Ausnahmezustand – Code Red – versetzt wurde. Wären nicht die weiterhin funktionierende Atmung und die hektischen Bewegungen ihrer Gliedmaßen – ich wäre wohl geneigt gewesen, den Notarzt zu rufen. Als ich dann jedoch erkannte, was der Auslöser für ihre Spontanhyperventilation war, wählte ich die eindeutig falsche Reaktion, denn während meine Frau erwartete, dass ich ihren Schrecken teilte, war meine Empfindung irgendwo zwischen egal und unwichtig angesiedelt. Da sie zu keinerlei konkreter Aktion fähig war, besorgte ich mir ein papiernes Küchentuch und fischte die Raupe von der Wand, ehe ich sie entsorgte. Ich wollte schon wieder zu meiner eigentlichen Tätigkeit zurückkehren, als ich den aufwallenden Zorn meiner Frau abbekam, ohne dass ich darauf vorbereitet war – wie konnte ich auch? Aus meiner Sicht hatte ich die Gefahr, die für mich nicht bestand, erkannt, schnell gehandelt und souverän gemeistert, meine Frau quasi aus einer lebensbedrohlichen Lage befreit, doch was dann folgte, war Küchenguerrilla vom Feinsten. Die nächsten Stunden verbrachte ich damit, nicht nur das Treffen mit meinen Kumpels abzusagen, sondern wir entleerten jeden Vorratsschrank, desinfizierten alle Oberflächen bis zur absoluten Sterilität und kauften den nahegelegenen Supermarkt leer, was dieser an Einmachgläsern im Bestand hatte. Wieder zurück zu Hause füllten wir alle Lebensmittel, die von diesen Raupen befallen werden könnten, in hermetisch abgeschlossene Gläser, wuschen zur Sicherheit nochmal alle Flächen ab, räumten alles ein – und als ich dachte, dass dieser Alptraum ein Ende hatte, als ich mir sicher war, dass wir jede Lebensform, selbst auf mikroskopischer Ebene, vernichtet hatten, tauchte eine weitere Raupe von der Decke auf – und umgehend war klar, dass nichts, aber auch rein gar nichts, außer eine Vernichtung des Hauses bis auf atomare Größe, ausreichen würde, um meine Frau zu beruhigen. Zum Glück – und ich kann das nicht genug betonen – zum Glück musste ich nur die Schränke abbauen, was mich die nächsten zwei Tage kosten sollte. Alle Flächen, nun auch die Rückseiten, wurden chemisch gereinigt, die Wände mit dem stärksten Kampfmittel behandelt, und ich war zufrieden mit meinem Werk, als ich am Sonntagabend mit Schmerzen in allen Körperteilen auf der Couch lag und beim Tatort eindöste. Wer hätte in diesem friedlichsten aller Momente nur daran denken können, dass es nicht das Ende war? Ich sicher nicht!

Drei Tage später trafen wir morgens nach dem Aufstehen auf die nächsten beiden Raupen, und ich konnte meine Frau davon abhalten, von sich aus chemische Keulen auszuprobieren. Wir einigten uns auf einen Kammerjäger, der auch gleich am Nachmittag kam und wie eine Wunderpille gegen die irrationalen Handlungen meiner Frau wirkte, sich sanft in ihr Gehirn schlich und lange

nachwirkte, der uns erklärte, dass es im Sommer nicht ungewöhnlich war, dass man mit den Lebensmitteln einige Larven mitschleppte, doch wir unfassbar gut gegen eine Invasion gefeit wären. Ich erinnerte mich an meine Reaktion bei der allerersten Raupe, und eine Erwähnung im Gespräch mit meiner Frau hätte recht sicher die Scheidung bedeutet, sodass ich mir schweren Herzens den Kommentar verkniff und diese Aktion bei meinen Habenpunkten verbuchte – auch wenn ich mir eigentlich sicher sein konnte, dass ich deutlich im Minus abgeschnitten hatte – in vielerlei Hinsicht. Doch die Hauptsache war, dass der Ausnahmezustand beendet wurde, auch wenn ich seitdem jeden Morgen die Wände und Decken absuche und, wenn ich etwas finde, es auch sogleich verschwinden lasse. Einmal Alarmstufe Rot in der Küche reicht mir! Definitiv.

Blasser Dienstag

Er wachte auf, weil der Wecker klingelte. Nicht, weil er wollte. Er hatte nichts vor. Keine Termine. Kein Job, kein Mädchen, kein Plan. Nur den Wecker. Eine Gewohnheit. Der schrille Ton schoss ihm ins Hirn wie eine Kugel, die längst hätte ausbleiben dürfen.

Er lag eine Weile auf dem Rücken und starrte an die Decke. Die Risse dort hatten sich nicht verändert. Auch nicht die Farbe. Ein grauer Ton zwischen vergilbtem Weiß und dem, was früher mal Hoffnung gewesen war. Dann stand er auf. Aus reiner Gewohnheit.

In der Küche roch es nach abgestandenem Kaffee, obwohl er keinen gekocht hatte. Vielleicht war das nur der Geruch seiner Tage. Alt, bitter, ein bisschen angebrannt. Er setzte Wasser auf, machte sich einen Toast, den er nicht aß, und zündete sich eine Zigarette an, obwohl ihm vom Rauch immer schlecht wurde. Er rauchte trotzdem. Weil sonst nichts passierte.

Am Fenster sah er auf den Hof. Ein Kind fuhr im Kreis auf einem Plastiktraktor. Immer im Kreis. Immer dieselbe Richtung. Keine Ahnung, wie lange schon. Es hatte diesen Ausdruck, den man kriegt, wenn man nicht mehr weiß, warum man etwas tut, aber aufhört, sich die Frage zu stellen.

Er duschte. Nicht, weil er schwitzte, sondern weil das Wasser Geräusche machte, die seine engen Gedanken zudeckten. Die Fliesen waren kalt. Das Licht flackerte. Der Dampf zog Schlieren an die Wand, aber kein Muster ergab Sinn. Er trocknete sich nicht ab. Er ließ das Wasser an ihm runterlaufen, bis es von selbst aufhörte.

Er zog sich an wie ein Mann, der irgendwohin will. Tat er nicht. Aber er konnte nicht den ganzen Tag in Unterhose herumlaufen, sonst würde er merken, dass er keine Rolle mehr spielte in seinem eigenen Leben.

Dann saß er auf dem Sofa. Kein Fernseher. Las kein Buch. Hörte kein Radio. Nur er, das Sofa, das Zimmer. Der Staub auf dem Tisch sah aus wie Landschaften aus einem anderen Leben. Er beobachtete, wie die Lichtstreifen durch die Jalousien wanderten. Millimeter für Millimeter. Es war das Spannendste, das passierte.

Er ging spazieren. Nicht, weil er frische Luft wollte, sondern weil die Wände enger wurden. Die Stadt draußen war dieselbe wie immer. Der Kiosk an der Ecke hatte zu. Der Hund vor dem Friseursalon bellte ihn an. Ein Bus fuhr vorbei und spritzte ihn mit Wasser. Es war egal. Alles war egal. Er hatte keinen Grund, sauer zu sein. Auch keinen, sich zu freuen.

Er setzte sich auf eine Parkbank. Gegenüber spielte eine Gruppe Jugendlicher Basketball. Sie schrien und lachten, als ob es wichtig wäre, ob der Ball durch den Korb ging. Einer traf, einer verfehlte. Immer im Wechsel. Immer wieder. Er fragte sich, ob das Leben so funktionierte: Treffer, Fehlwurf, Treffer, wieder daneben. Bis niemand mehr mitzählt.

Als es zu regnen begann, blieb er sitzen. Der Regen war warm. So wie der Kaffee, den er nie trank. Eine Frau rannte vorbei und schrie irgendwas ins Handy. Er hörte nicht zu. Es klang wie all die anderen Stimmen – schnell, laut, bedeutungslos.

Als er nach Hause kam, war es schon dunkel. Die Uhr zeigte 18:43. Er hatte das Gefühl, dass der Tag sich über ihn gelegt hatte wie ein nasser Lappen, der langsam das Gesicht erstickt. Er zog die Jacke nicht aus. Er setzte sich wieder auf das Sofa. Dieselbe Position. Dieselbe Haltung. Nur das Licht draußen war weg.

Er dachte darüber nach, wann er zuletzt mit jemandem gesprochen hatte. Ein Satz, ein echtes Gespräch. Nicht „Zwei Schachteln Marlboro“ oder „Keine Plastiktüte, danke.“ Ihm fiel nichts ein. Nur die Stimme in seinem Kopf, die langsam klang wie ein Radio mit schlechtem Empfang.

Dann saß er da. Und saß. Und wusste nicht, ob er noch lebte oder einfach nur weiteratmete, weil der Körper das so machte.

Er hatte keine Angst. Keine Hoffnung. Nur – nichts.

Aber das war präzise. Kalt. Hart wie Glas. Und es war echt.

Die Schlacht

Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich auf die Idee kommen, dass vor mir ein Haufen Gladiatoren steht, der gleich mit Kuchengabel und Messer bewaffnet über den Geburtstagskuchen herfallen wird, um ihn in alle Einzelteile zu zerlegen.

Dass wir zu diesem Punkt am Kindergeburtstag gekommen sind, grenzt für mich an ein Wunder, das ich in meiner persönlichen Emotionalität locker zu den Weltwundern zählen müsste.

Es fing alles damit an, dass wir nach und nach die Kinder ins Haus ließen, die wir zum Geburtstag des jüngsten Sohnes eingeladen hatten – und man möchte meinen, dass wir mit der großen Tochter und dem älteren Bruder genug Erfahrungen gesammelt haben, um jegliche Form des stressigen Kindergeburtstags mit einer lockeren Eleganz wegzulächeln.

Doch weit gefehlt!

Wir ließen also die Kinder in unser Haus und freuten uns, dass alle brav ein Geschenk abgaben, das wir nachher beim modernen Kindergeburtstagsflaschendreihen nacheinander aufmachen würden, und gaben den Kindern erst einmal Raum, anzukommen und untereinander ein wenig zu spielen.

Dabei hätte uns bereits auffallen können, dass diese Gruppe weder in sich homogen war, noch in Anzahl und Auslenkung von kaum zu bändigender Energie eine Ausgewogenheit in sich hatte, sodass wir beide von Anfang an gefühlt jede Sekunde mit einem oder mehreren der Kinder beschäftigt waren.

Wir hatten uns als geübte Eltern natürlich ein Programm zurechtgelegt, das die Phasen des Spielens, des Kuchenessens und des Tobens sinnvoll unterbrach, doch als ich zur lang konzipierten, selbst geschriebenen und in vielen Selbstversuchen geprüften Schatzsuche kommen wollte, hatte ich anteilig maximal fünf der acht Kinder in meiner Nähe, und auch meine Frau schaffte es kaum, weitere Kinder zu mir zu treiben, ohne dass sich die ersten bereits wieder zum Spielen an einen anderen Ort verabschiedeten.

Wir waren absolut sicher davon ausgegangen, dass wir mit der Schatzsuche richtig lagen, doch am Ende entschied ich, dass nur vier Kinder – und damit die Hälfte – mit mir auf Schatzsuche gingen. Aus einer gesunden Erwachsenenlogik heraus könnte man jetzt auf die Idee kommen, dass diejenigen Kinder, die bei der Schatzsuche nicht dabei gewesen sind, auch keinen Teil der Beute erhalten, doch bei Kindern funktioniert Verteilungslogik naturgemäß anders.

Gab es vorher in etwa drei Grüppchen – zuweilen wechselnder Weise –, spaltete sich die Gruppe nun schließlich in zwei Lager: wir gegen die!

Diese Kampfansage sollte den weiteren Verlauf des Kindergeburtstags eminent beeinflussen, was sich im Folgenden besonders beim Flaschendreher und Entchenangeln zeigte, wo der kindliche Neid, der durchaus seine heftigen Spitzen haben konnte, voll durchbrach.

Den Höhepunkt der Konfrontation erreichten wir kurz vor dem Kuchenessen, als sich die Gruppen binnen weniger Augenblicke verselbstständigten und den Geburtstag zu einer Kissen-/Kuscheltier-/Decken-/Getränkebecher-Schlacht transformierten, die wir nur mit Mühe und Not und harschen Ansagen eindämmen konnten.

Dennoch – und das ist die viel zu späte Erkenntnis, dass wir die aufgewühlte Energie sicher nicht aus der Gruppe herausbekommen, indem wir weiteren Zucker in die Blutbahnen der Kinder pumpen – waren wir so kurzsichtig und hofften, dass die Nachrichten vom Kuchenessen die Gemüter besänftigen würden.

Nun stehen also die Gladiatoren in Reih und Glied und klopfen mit dem Besteck wie mit Harken und Piken auf den Boden, ehe sie in Wikingermanier den Kuchen in sich schaufeln oder ihn alternativ wie Alchemisten zu Kuchenkrümelstaub transformieren.

Meine Frau und ich stützen uns gegenseitig und entscheiden, die Kinder für einen Moment in ihrem Vernichtungswahn alleine zu lassen, doch als ich meinen Blick zur Uhr richte und feststellen muss, dass erst ein Drittel der Zeit vorbei ist, ahne ich, dass die Schlacht erst der Anfang des Krieges in unserem Haus ist.

Drang

Als irgendwann der ganz große Drang nachließ und ich es mir selbst erlaubte, nicht mehr jede vermeintliche Chance der eigenen Karriereentwicklung anzupacken, entstand ein innerer Konflikt, den ich bis lange Zeit nicht ganz auflösen konnte. Doch wie jeder Kriegszustand auf der Welt musste auch der innere Krieg einmal beendet werden – sonst würde dieser Zustand nicht nur mich, sondern jeden Betroffenen auffressen, von innen heraus!

Ich saß an einem düsteren Herbstmorgen in einem dieser stylischen Cafés, die sich über die letzten Jahre in der Innenstadt breitgemacht hatten, und schaute mir die verschiedenen Menschen an, die es für sinnvoller hielten, eine Unmenge an Geld für einen Kaffee to go auszugeben, als sich von dem Geld eine tolle Maschine für zuhause zu kaufen, wo man sein eigener Barista war.

Da waren zuallererst die Banker, die man schon an ihrem korrekt sitzenden Anzug erkannte, der allerdings nicht immer zur Figur passte – aber das machte nichts, denn wohl alle schienen noch den Drang nach oben zu haben. Wiewohl es auch feine Unterschiede gab zwischen den jungen, aufstrebenden und kinderlosen Suits-Streamern und den sich als lifestyle-hip fühlenden Altbankern, die noch glauben, die Welt könnte sich an den Takt ihres Lebens anpassen.

Die nächste, auffällige Gruppe war eine nahezu abwesende, denn die Kinder von vermögenden Eltern, die irgendeinem Studium hinterherfaulenzten, waren sicherlich noch nicht aufgestanden – oder gingen erst gerade ins Bett –, aber zwischendurch sprang einer doch mal ins Auge.

Dann fielen die vermeintlichen Normalos dieser Welt als Gruppe ins Gewicht, Menschen, deren Fokus auf der Zeit nach der Arbeit – und in Abstrichen auch jener Zeit vor der Arbeit – lag. Life-und-nur-begrenzt-Work-Balance ohne Kompromisse, ein Konzept, das gesamtwirtschaftlich kritischer und einflussreicher gesehen werden müsste als jede technologische Bedrohung, die es aktuell gab. Diese absolut diverse Gruppe, die zwischen Mainstreamern, Verpeilten und Herdengetriebenen changierte, fungierte als Füllung zwischen den spannenden und auffälligen Charakteren.

Über die drei Gruppen hinaus gab es auch einige Einzelpersonen, deren Erscheinen mit meiner Feldstudie eine Koinzidenz bedeutete, deren Zufälligkeit nur das Universum kannte.

Dass ich einen bekannten Schauspieler treffen würde, der nicht mal inkognito unterwegs war und trotzdem von keinem erkannt wurde, ließ Zweifel an meiner Sehfähigkeit erwachsen, und die alte Dame, die sich erst an der Kasse über den Preis wunderte und ihren Hut mit Blume – und war es ein Papagei?! – dermaßen theatralisch auszog, dass ich mich umschaute, ob nicht doch Hollywood an diesem Ort drehte, schien auch nur einen schlechten Tag zu haben.

Kurz bevor ich mich zu gehen überreden wollte, kamen zwei Polizisten herein, in gestrenger Uniform, und kaum dass sie von einer jungen, bisher unscheinbaren Dame an einem Tisch am

anderen Ende des Raums entdeckt wurde, entstand eine Nervositätswolke, die die junge Frau einzunehmen schien. Doch selbst, als die Polizistin Blickkontakt mit ihr aufnahm, geschah nichts von dem, was ich spektakulärerweise hoffte, sondern alles blieb beim Alten, und noch auf dem Weg nach Hause dachte ich über die Straftat der jungen Frau nach, während die initiale Frage keine Bedeutung mehr zu haben schien – zumindest bis zum nächsten Kaffee!

Bremsspur

Die Gesellschaft um mich herum hat sich in einen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch versetzen lassen, der alleine dazu dient, die Gegenwart durch immerwährenden Wandel nicht zu langweilig werden zu lassen. Die Moden wechseln derart schnell, dass man eine verpasste Mode nicht mal bemerken muss, und ganz bestimmt muss man sich keine Gedanken darüber machen, denn die nächste ist schon da! Solange man nicht zu viele Moden verpasst und als outdated oder immergestrig gilt, ist alles reparabel, da das Gedächtnis mit diesen Moden ebenso leidet wie oft der Geschmack.

Ich wage jetzt etwas Verwegenes! Ich durchbreche diesen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch und brems mit ordentlicher Spur ab, halte kurz ein, betrachte die Moden, die an mir unberührt vorbeiziehen, und stelle mit leichter Freude fest, dass absolut nichts Neues dabei ist – allenfalls eine neue Abmischung verschiedener Moden der Vergangenheit. Die Beschleunigung der Kurzfristigkeit der Moden führt zu dem absurden Phänomen, dass Normalaltwerdende eine Mode mehrere Male erleben können, was den unschlagbaren Vorteil mit sich bringt, Kleidungsstücke nicht mehr entsorgen zu müssen, da diese in wenigen Jahren wieder en vogue sein werden – wobei jedoch der Nachteil des zu kleinen Kleiderschranks ebenso mehr als evident wird.

Während die Moden so an mir vorbeizischen, überkommt mich das Gefühl einer latenten Nervosität, dass ich am Ende durch meine Pause doch mehr verpassen würde, als ich es noch vor wenigen Momenten stock und steif behauptet hätte. Ich muss meine gesamten Übungen zu Atemtechniken auffahren, dass ich nicht in einen Zustand der Hyperunsicherheit gerate – denn wenn man einmal in einem solchen Zustand ist, ist man dem Wahnsinn ausgeliefert, ohne Macht und Widerstand, ohne Willen und Resilienz. Dann können Populismus und Metamoden viel einfacher in das eigene Gehirn einziehen und sich dort breitmachen, als Folge eines Abgehängtseingefühls, das man nie wieder verspüren möchte.

Ich für meinen Teil bekomme gerade noch mal die Kurve, das Vehikel, in dem ich mich befinde, versetzt nur kurz, bricht aber nicht aus, sodass ich dagegen ankämpfe, gegen einen Teil meines Selbst kämpfe – und traurigerweise die tiefere Erkenntnis habe, dass ich auch verliere, wenn ich gewinne! Was ich aber auf jeden Fall gewinne, sind die vielen abschätzigen Blicke meiner Mitmenschen, die bisher dachten, dass ich aktuell und hip wäre, doch jetzt erkennen sie den wahren Kern von mir: den gestrigen, noch nicht den Ewiggestrigen. Vielleicht ist auch bei diesem Turning Point die Antwort 42, denn seit Überschreiten dieser Grenze habe ich das Gefühl, dass sich das Hetzen nach vorne nicht mehr so lohnt, denn statistisch ist es die zweite Hälfte des Lebens – und anders als im Fußball gibt es keine dritte Halbzeit, in der gefeiert wird.

Ich stehe also hier und sehe die nächsten Moden an mir vorbeiziehen, trage meine alten Klamotten auf, verhalte mich, als wäre ich in der Entwicklung irgendwann stehengeblieben, höre mir von meinen Kindern an, dass ich super-mega-criinge bin, weil ich die neuesten Moden im Social Network mit vollem Herzen missachte, und fühle mich gut damit.

Das Lustige an diesem Morgen ist, dass sich die Moden so sehr einmal um sich selbst gedreht haben, dass ich mit meinem Stil und meiner Art wieder ein angesagter Sportsfreund bin, was ich inzwischen etwas peinlich finde – doch ich ahne, dass diese Mode spätestens beim nächsten Kaffee schon wieder cringe ist. So soll es auch sein! Metamoden, was für ein Käse!

Janusspiel

Ella grub in der lehmigen Erde ihres Gartens, der in kaum geringer Tiefe in Brandkies übergang, der jeden tiefen Graben zur Tortur machte. Aber auch der Lehmboden hatte schon so seine Tücken, und daher hatte Ella in ihren Beeten einiges an Erde aufgeschüttet, um den Pflanzen, die sie züchtete, genug nahrhaften Boden zu geben, in dem sie wachsen und gedeihen konnten. An diesem Tag hatte sie sich vorgenommen, ihr Beet um eine Ecke zu erweitern, da sie im letzten Jahr auf einer Landschafts- und Gartenschau neue, schöne Blumen entdeckt hatte, die an diesem Ort einen idealen Standort finden würden.

Das erste Rechteck war bereits ausgehoben, als sie in etwas weicherer Erde den Spaten stach und plötzlich zurückschreckte, denn sie sah etwas, das sie nicht im Boden erwartete: Es schien das eine Ende eines Knochens zu sein. Sie stoppte und überlegte, warum ein solcher Knochen in ihrem Garten verbuddelt war, und überlegte, von welchem Tier der Knochen wohl sein mochte, da er ihr doch recht groß erschien.

Sie dachte kurz darüber nach, den Knochen aus dem Boden zu holen, doch vielleicht befanden sich noch mehr in der Erde, sodass sie den Fund zerstören würde, wenn sie nicht vorher darüber nachdachte, was der richtige nächste Schritt war. Daher ging sie zurück ins Haus und machte sich einen Tee, dachte darüber nach, was sie mit dem Fund machen sollte oder sogar musste, und wartete auf ihren Mann, der kurz zum Einkaufen fort war.

Als er zurückkam und ins Haus stürmte, wollte sie ihm von dem merkwürdigen Fund erzählen, doch er war in einer solchen Rage, dass sie ihn zuerst erzählen ließ. Er berichtete davon, dass er beim Einkaufen zufällig seinen Nachbarn getroffen hatte, der ihm davon berichtete, dass die Ermittlungskommission der örtlichen Polizei den Verdacht hegte, dass die Leiche eines vor Jahren geschehenen Mordes bei uns in den Gärten vergraben worden sei. Was er für völligen Blödsinn zu halten schien, ließ augenblicklich Schweißperlen auf ihrer Stirn entstehen.

Als er seine Frau fragte, warum sie plötzlich kreidebleich geworden war, begann sie zu stammeln und versuchte, einen klaren Satz herauszubringen, der ihr aber nicht gelingen wollte. Seine Verwirrung wuchs noch weiter an, als sie auch auf genauere Nachfragen keine Antworten liefern konnte und er sich traute, den Elefanten im Raum anzusprechen – jedoch anders, als sie es erwarten konnte.

Er fragte sie geradeheraus, was sie getan hatte, und vermittelte ihr das Gefühl, dass er ernsthaft in Betracht zog, dass sie etwas mit dem Mord zu tun hatte. Sie fühlte sich unsicher auf den Beinen, stolperte Richtung Tisch und glitt auf einen Stuhl, wo sie nach kurzer Pause ihre Kraft wiederfand. Als sie zu einer entschiedenen Antwort ansetzen wollte, sah sie sein breites Grinsen auf dem Gesicht und schlagartig verwandelte sich ihre Angst in grenzenlose Wut.

Doch bevor sie ihre Wut in seine Richtung entladen konnte, ließ er durchblicken, dass es eine Retourkutsche für etwas war, das sie mit ihm getrieben hatte. Nun wandte sich ihr Gefühl ein weiteres Mal – von grenzenloser Wut in ebenso grenzenlose Enttäuschung, und indem sie aufstand und in den Garten ging, sagte sie sich, dass sie kurz zuvor noch Angst gehabt hatte, doch für ihren anstehenden Schritt furchtlos sein würde.

Sommerfrische

Disclaimer: Achtung! Dieser Artikel kann Hinweise auf Produkte enthalten, die zur empirischen Fallstudie notwendig waren. Da dies kein Warentest im herkömmlichen Sinne darstellt, wird sich an dieser Stelle in aller Form entschuldigt!

Wer kennt das nicht? Es ist heiß im Staate Dänemark, aber auch in der eigenen Großstadt, die in einem Kessel liegend die Grillstufe des Backofens angeschaltet hat, Hitze von oben und unten, und selbst im fast nackten Zustand kann man erfahren, wie sich ein Brathähnchen in der Röhre fühlen mag. Die Luft ist stickig, diesig, eine Glocke mit wabernder oder stehender Luft heizt das Ganze weiter an, die Schweißsporen streiken, da die körpereigene Kühlung längst überfordert ist. Die Gedanken richten sich im Halbwahn auf nur ein Ziel: Sommerfrische! Ab zum Meer! Raus aus dem Glutofen, hinein in die steife, angenehme Brise, irgendwo auf eine Insel, auf der Touristen das Kommando längst übernommen haben.

Doch, oh Wunder! Ganz viele kennen das nicht! Aus vielerlei Gründen ist die Zahl derer, die sich das nicht leisten können, in den Jahren stetig gewachsen. Familien, die schlichtweg zu wenig Geld verdienen, um gleichzeitig in einer gekauften Erdgeschosswohnung einen Infinity-Pool zu betreiben, sind oft ohne ausreichende Mittel, und auch Singles, die ihr Geld dafür ausgeben, um den Ausbau ihrer Maisonette-Altbauwohnung zu ermöglichen, da die Anzahl der einmal getragenen Kleidungsstücke unmöglich mehr in die beiden begehbaren Kleiderschränke passen kann, können es nur per Kredit finanzieren – die Welt ist schon arm dran!

Aus diesem Grund – und aus rein kapitalistischen Aspekten natürlich – hat ein Unternehmen, das zuvor mit seinem Produkt auf dem Holzweg war – glowing Gelatinezuckerformdrops wirken eher abschreckend auf Käuferinnen und Käufer, die befürchten, selber danach zu glühen, was nachts den empfindlichen Schlaf in der Gluthitze weiter stören könnte – dieses Unternehmen also hat ein Produkt entwickelt, das die Sommerfrische in die eigene Wohnung bringt. In den eigenen vier Wänden das Gefühl von Urlaub zu verspüren, ist so erfolgreich, dass niemand mehr in Urlaub fährt, und nur wenige Jahre später sind Massen von Urlaubsorten wirtschaftlich ruiniert – nur ein einziges Dörfchen hat die grandiose Idee, im Urlaub vor Ort verschiedene Erlebnisse zu ermöglichen. Man kann als Gast von einem ins andere Zimmer umbuchen, geht von der Wüste in die Berge, in die Antarktis und bis nach Patagonien, und es bleibt ein Renner, woanders hinzugehen, ohne sich großartig bewegen zu müssen.

Und die Moral von der Geschichte? Sind wir ehrlich – ist es in Dänemark wirklich heiß oder ist das nur ein Marketing-Gag?

Zerfall

Man hatte ihn gewarnt, natürlich hatte man das, auf eine beinahe beiläufige Art, wie man einen Hund vom Abgrund zurückruft, nicht aus Fürsorge, sondern weil man das Geräusch des Aufpralls nicht ertragen will – und trotzdem war Terzfeld an jenem Dienstagmorgen, noch bevor die Sonne ihre erste Schicht aus bleierner Feuchtigkeit über die Dächer des Hafenviertels gelegt hatte, wieder durch die Hintertür der alten Papierfabrik geschlüpft, die inzwischen eher an eine Kathedrale des Schmerzes erinnerte als an irgendeinen Ort, an dem je gearbeitet, geschwitzt oder geschrien wurde, und stand nun mit zitternden Lidern vor einem Körper, der, so wie er dalag, mehr Aussagekraft besaß als sämtliche Protokolle des Dezernats für Kapitaldelikte der letzten drei Jahre zusammen. Die Leiche war weiblich, ungefähr Mitte dreißig, trug weder Ausweis noch Unterwäsche, aber dafür einen perfekt sitzenden Lippenstift in einem Ton, den man früher als „Blutkirsche“ bezeichnet hätte – ein Detail, das Terzfeld nicht aus stilistischen Gründen notierte, sondern weil er wusste, dass sich Mörder selten um Lippenfarbe kümmern, es sei denn, sie wollten, dass jemand ganz bestimmtes die Leiche fand, oder sie inszenierten den Tod wie ein makabres Stillleben, das etwas erzählen sollte, was mit Worten nie gesagt werden konnte.

Dass die Frau keine Zähne mehr im Mund hatte, war kein Unfall – die Wurzeln waren sauber ausgehebelt worden, als hätte jemand mit chirurgischer Präzision einen Beweis zerstören wollen, während die Fingerkuppen – ebenso sorgfältig – mit feinem Schleifpapier behandelt worden waren; doch was Terzfeld mehr beschäftigte als all das, war der Blick, den die Tote ihm zuwerfen würde, wenn sie noch sehen könnte – diesen nicht mehr existierenden, aber doch spürbaren Blick, der ihm sagte, dass sie wusste, dass er zu spät kam, weil er immer zu spät kam, nicht aus Faulheit oder Mangel an Talent, sondern weil er tief in sich selbst etwas kultivierte, das jeden Fall, jede Suche, jede Aufklärung sabotierte: eine Schwäche für das Dunkle, für das Halbgesagte und für das Schweigen der Toten, das mehr verrät als das Geschwätz der Lebenden.

Die Spurensicherung tat, was sie immer tat – sie verpackte die Welt in Plastiktüten und analysierte sie auf Spuren, deren Bedeutung sich meist nur dann zeigte, wenn sie längst irrelevant geworden waren – und so verließ Terzfeld den Tatort, ohne sich von jemandem zu verabschieden, stieg in seinen Wagen, der nach altem Kaffee, kaltem Schweiß und vergessener Hoffnung roch, und fuhr in jene Gegend, die man in der Stadt nur „die grauen Kilometer“ nannte, weil es dort keine Häuser mehr gab, sondern nur noch Betonflächen, auf denen früher einmal Fabriken standen, und zwischen diesen Flächen bewegten sich Menschen, die aussahen, als wären sie von einem Roman übrig geblieben, den niemand zu Ende gelesen hatte.

Dort, in einem Container mit drei Schlössern, fand er „Fräulein Nola“, die keine Fräulein war, sondern eine Informantin, die ihm seit Jahren Hinweise gab, die so vage und gefährlich zugleich

waren, dass jeder andere sie längst für nutzlos erklärt hätte, doch Terzfeld wusste, dass Information nicht aus Klarheit bestand, sondern aus Mutmaßung, Andeutung und vor allem: aus dem Klang, den Worte erzeugen, wenn sie in einem Raum voller Schuld ausgesprochen werden.

„Sie wollte raus“, sagte Nola, ohne dass Terzfeld eine Frage gestellt hatte, und es war diese Art von Antwort, die ihn glauben ließ, dass alles, was man brauchte, um einen Mord aufzuklären, bereits in den ersten fünf Minuten gesagt wurde, nur dass niemand wusste, welcher Satz der entscheidende war – man musste ihn aufspüren wie ein verlorenes Organ im Bauch eines Unbekannten, den man niemals sezieren durfte.

Sie erzählte ihm von einem Mann, den sie nur „den Vater“ nannte – ein Schleuser, ein Mörder, ein Menschenhändler, niemand wusste genau, wer er war, aber alle wussten, dass man nicht über ihn sprach, und wenn doch, dann nur in Halbsätzen und mit Blick auf den Boden – und Terzfeld verstand sofort, dass die Tote in der Papierfabrik keine anonyme Prostituierte war, sondern eine Frau, die zu viel gewusst hatte, vielleicht auch geglaubt hatte, dass Wissen Schutz bedeuten würde, obwohl es in dieser Stadt nur eine Wahrheit gab: Je mehr du weißt, desto eher stirbst du.

Die nächsten Tage waren ein Vexierspiel aus Akten, Gesprächen und Lügen, denen man ansah, dass sie gelogen waren, aber die trotzdem notiert werden mussten, und Bildern, die in seinem Kopf aufstiegen wie Gas aus einem alten Sumpf – Gesichter, Stimmen, Gerüche – und immer wieder tauchte dabei dieser Name auf, „Vater“, nicht als Titel, sondern als Drohung, als Fluch, als Konstrukt, das alle fürchteten und keiner je gesehen hatte, bis Terzfeld irgendwann begriff, dass der Mann, den er suchte, nicht gefunden werden wollte, sondern nur gespürt – als Schatten, als Druck und als Präsenz hinter den falschen Zeugen, den korrupten Kollegen und den stummen Beweisen.

Es war eine dieser Nächte, in denen man nicht mehr weiß, ob der Regen von außen gegen die Fensterscheibe schlug oder von innen gegen die Stirn hämmerte, als Terzfeld in einem Keller am Stadtrand stand, die Pistole gezückt, die Taschenlampe in der anderen Hand, der Magen seit Stunden leer, aber das Herz voll mit einem dumpfen Wissen, das sich nicht in Worte fassen ließ – und dann sah er ihn: einen Mann mittleren Alters, glatt rasiert, mit der Stimme eines Seelsorgers und der Kälte eines Chirurgen, der sofort wusste, wer Terzfeld war, und der nicht flüchtete, nicht schrie, sondern nur sagte: „Wenn Sie mich verhaften, machen Sie die Welt nicht besser – Sie machen nur das Dunkel sichtbar.“

Terzfeld schoss nicht. Er verhaftete ihn auch nicht. Er stand nur da, während hinter ihm jemand die Tür zuzog – und wusste, dass es vorbei war, bevor es wirklich begonnen hatte.

Denn das ist das Wesen der Ermittler in einer Welt, in der das Verbrechen nicht mehr im Moment des Mordens beginnt, sondern im Schweigen davor – sie sehen, sie wissen und sie sammeln, aber sie retten niemanden; sie sind Archivare der Verdammnis.

Räum auf!

Letztens kam ich in das Zimmer meines pubertierenden Sohnes und es sah aus, als hätte er den nicht ernst gemeinten Auftrag ernst genommen, jeden Quadratmillimeter seines Bodens mit irgendeinem Gegenstand zu bedecken. Zwischen dem Gefühl der Freude, dass mein Sohn etwas mit einer solchen Konsequenz betrieben hatte, und dem aufwallenden Zorn, dass mein eigentlich gemeinter Auftrag wieder einmal völlig ignoriert worden war, fand ich im hinteren Bereich des Zimmers eine kleine Ecke, wo ich den Boden sehen konnte – und das Gefühl der Freude hatte keine Chance mehr. Ich nahm tief Luft und ließ den Zorn über meine Stimmbänder entweichen, doch die erwartbare Reaktion meines Sohnes zeigte mir, dass er seine Legierung mit Teflon überpinselt hatte, denn es kam nicht mehr der zarteste Hauch einer Kritik bei ihm an. Doch, o Wunder, bemerkte ich plötzlich eine Regung in seinem Gesicht und ein noch etwas unausgereifter Blick der Überlegenheit – man möchte nicht gleich sagen: Überheblichkeit! – zeigte sich.

»Dein Vorwurf, lieber Vater«, begann er mit einer viel zu freundlichen Stimme, »läuft ins Nichts, da Chaos im Griechischen weiter leerer Raum bedeutet, und ich interpretierte das so, dass mein leeres Zimmer nicht unaufgeräumt sein kann!«

Ich gebe zu, ich war baff, aber vor allem musste ich mir selber eingestehen, dass das Gefühl der Freude plötzlich die Oberhand hatte. Mein Sohn sah und genoss seinen klaren Sieg, drehte sich um und ging zurück ins Wohnzimmer, wo er sicherlich die Momente des Bildschirmabetens maximieren würde.

Auch ich nahm mein Handy aus der Tasche und wollte mich nicht so einfach geschlagen geben, denn ein verlorener Kampf macht noch keine verlorene Schlacht, und ich wühlte mich durch eine Vielzahl an unwissenschaftlichen Meinungstexten, ehe feststand, dass er zwar gewonnen hatte, es aber allenfalls ein Pyrrhussieg sein würde! Ich stapfte meinem Sohn hinterher ins Wohnzimmer, stellte den Ignoranten, wie er seinen Bildschirm anbetete, und fabulierte über die Zusammenhänge der griechischen Mythologie, redete über Chaos, Kosmos, Gaia, Nyx, Tartaros, Erebos, Eros und wie sie auch alle hießen, ehe ich zu dem Punkt gelangte, den ich vor allem machen wollte, und zwar den etymologischen Beweis, dass sich die Bedeutung des Wortes über all die Jahrhunderte verändert hatte und nun einfach nur Unordnung bedeutete, doch da war es wieder, das Teflon! Ich bemerkte viel zu spät, dass mir mein Sohn so gar nicht zugehört hatte, und vor meinen Augen stand das Endergebnis dieser Schlacht: 3:0 für ihn. Tief in mir sammelte sich etwas, das sich wie die Urwut anfühlte, doch bevor ich meine letzte Elternwürde aufs Spiel setzte, sollte ich ihn anschreien, sprang ich über meinen Schatten und bot an, sein Zimmer mit ihm zusammen aufzuräumen. Auch wenn ich dann sicherlich mehr als drei Viertel der Arbeit machen musste,

würde unser Leben von einer großen Unordnung wieder ein klein wenig mehr in Richtung Ordnung geschoben – die Seite des Lebens, die ich einfach viel mehr mag!

Sehnsuchts-erinnerung

Viele Schülerinnen und Schüler hatten bestimmt die Möglichkeit, in der Jugend mit der Schule einen Ort zu besuchen, der im späteren Leben eine Art Sehnsuchtsort werden könnte. Bei mir waren zwei Italienreisen mit unterschiedlichen Schulen Ausgangspunkt für meine Sehnsucht nach diesem Land, das schon seit mehreren Jahrzehnten die Deutschen fast magisch anzieht. Auch schon zu Zeiten der Aufklärung und der folgenden Romantik sehnten sich viele nach dem Land im Süden, und diejenigen, die Italien als Studienreise besuchen konnten, schwärmten ihren Zeitgenossen vor, welche Bildung in diesen Landstrichen zu erlangen sei.

So toll das klingen mag – das alles interessiert einen Jugendlichen in den Neunzigern so überhaupt nicht! Wir fuhren nach Rom, Pisa, Florenz und Siena, aßen Pizza in Seitenstraßen, tranken eiskaltes Peroni und herben Campari, suchten in den Städten das goldene M, besuchten offiziell die Uffizien, doch als wir drin waren, wollten wir nach dem Pflichtteil nur nach draußen, um uns die Italiener und die Italienerinnen anzuschauen. Damals verstanden wir die Komplexität des Lebens, der Kultur und der Bildung nicht mal ansatzweise – wobei streng genommen doch etwas hängen blieb. Im Rückblick entwickelte sich die Sehnsucht nach Italien, Rom, die Kultur, die vielen geschichtsträchtigen Regionen und Bauten und die Menschen vor Ort erst später, im Studium, doch da waren die weitreichenden Möglichkeiten aus den Studienreisen der Schulzeit vorbei; ab nun musste für eine Reise selber gezahlt werden – und die Frage, die im Raum für mich steht, ist folgende: Vielleicht ist die Sehnsucht nach Italien am Ende stärker als das Gefühl, wirklich vor Ort zu sein – sollte man es dann nicht besser bleiben lassen, zu seinem Sehnsuchtsort zu reisen, nur um die Sehnsucht danach nicht zu zerstören? Wenn man doch nur wieder Jugendlicher wäre – denen fallen solche Entscheidungen einfach viel leichter!

Was passt alles in die Birne?

Achtung! Es könnte glitschig werden! Und vor allem geht es direkt in deine Birne! Schließe deine Birnenaugen, schalte das Birnenkopfkino an und imaginiere dir, wie deine Traumgestalt mit ihrem Birnenpo im Gym an der Boxbirne arbeitet, während im Hintergrund die Glühbirnen flackern. Kommt da keine Stimmung auf? Oder besser: Stell dir vor: Du sitzt an einem birnengeformten Birnenholztisch und hast die Wahl zwischen einer Back-, Dörr-, Nashi- oder einer Tafelbirne, drapiert mit einer Birnentomate und einer Birnenpflaume. Die zentrale Frage lautet: Welcher Birnentyp bist du eigentlich? Vielleicht geht dir ein Licht in deiner Birne auf? Und falls alles nicht mehr hilft und die birnenförmigen Augen aufgemacht werden müssen: Erzählt euch einfach einen Glühbirnenwitz! Wie viele Pädagogen braucht man, um eine Glühbirne zu wechseln? Nur einen, allerdings nur, wenn die Glühbirne damit einverstanden ist.

Unter dem offenen Himmel

Als Echnaton und Nofretete, ein Königspaar, das sich nicht hinter den Mauern jahrhundertalter Heiligtümer versteckte, sondern in der Öffentlichkeit zeigte, beschlossen, auf unberührtem Boden eine neue Hauptstadt zu errichten, in der nur der Gott Aton verehrt werden sollte, entstand Achet-Aton nicht aus jahrzehntelanger Planung, sondern in wenigen Jahren aus dem entschiedenen Willen, einen klaren Schnitt zur Vergangenheit zu vollziehen.

Sie gingen durch die breiten Straßen ihrer Stadt, nicht abgeschirmt durch Palankine oder schwere Schleier, sondern sichtbar für das Volk, nahbarer als alle Herrscher zuvor, und die Szenen, die in Reliefs festgehalten wurden – Brotverteilungen, Küsse an die Kinder, gemeinsames Opfer an die Sonnenscheibe –, sollten weniger die Überhöhung der Macht als das Bild einer neuen Ordnung darstellen, in der das Leben selbst Teil des göttlichen Plans wurde.

Nofretete, deren Rolle als Mitregentin nicht auf repräsentative Aufgaben beschränkt blieb, unterzeichnete Erlasse, übernahm kultische Handlungen und erschien gleichberechtigt neben dem König bei offiziellen Anlässen, wobei sie nicht nur das Bild der königlichen Gemahlin, sondern das einer eigenständigen Trägerin der Macht verkörperte, die sichtbar und wirksam war, wo frühere Königinnen im Hintergrund geblieben waren.

Die Stadt selbst, offen gebaut, mit Tempeln ohne Dächer, Verwaltungsgebäuden, Wohnhäusern und Handwerkervierteln, spiegelte den Anspruch wider, eine Gesellschaft zu erschaffen, die im Licht stand und nicht in der Verslossenheit der alten Kulte erstickte, doch zeigte sich bald, dass sich der Widerstand gegen diese neue Ordnung nicht allein durch sichtbare Präsenz brechen ließ. Hinter den Mauern, in den privaten Räumen der Stadt, überdauerten die althergebrachten Praktiken; Tonscherben mit Inschriften zu Ehren von Amun, verschüttete Statuetten längst verbotener Gottheiten und versteckte Altäre zeugten davon, dass die Trennung von der Vergangenheit weniger tief war, als es die offiziellen Darstellungen vermuten ließen.

Während Echnaton sich zunehmend aus dem öffentlichen Leben zurückzog und die rituelle Verehrung des Aton stärker in den Mittelpunkt seiner Regierung stellte, trug Nofretete wesentliche Anteile an der Verwaltung und Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung, wobei ihre Rolle nach außen hin stabil blieb, auch als der innere Zusammenhalt der Stadt bereits erste Brüche zeigte.

Es ist wahrscheinlich, dass sie in den letzten Jahren ihrer Herrschaft nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Leitung weitgehend allein wahrnahm, während die Anhänger der alten Götter, im Verborgenen geduldet oder übersehen, auf die Wiederkehr einer vertrauteren Welt hofften.

Mit dem Tod Echnatons und dem raschen Wechsel der Machtverhältnisse fiel Achet-Aton innerhalb weniger Jahre der Auflösung anheim; Paläste und Tempel wurden aufgegeben, die

Sonnenscheiben abgekratzt, der Sand kehrte zurück über die Alleen, und die Erinnerung an diese kurze Phase radikaler Neuordnung wurde aus den offiziellen Chroniken getilgt.

Heute zeugen nur noch die verwitterten Grundmauern bei Tell el-Amarna und verstreute Überreste von einer Zeit, in der versucht wurde, eine Ordnung unter einem einzigen Gott zu schaffen, in der die Rollen von Mann und Frau auf dem Thron so sichtbar nebeneinander standen wie selten zuvor in der Geschichte Ägyptens.

Rauchzeichen aus dem Wartezimmer

Es war einmal ein Drache, der hatte sich einen höchst unpraktischen Husten eingefangen, und unpraktisch war er nicht etwa deshalb, weil er den Hals kratzte oder die Schuppen erbeben ließ, sondern weil jedes einzelne „Hrrrch-hust!“ unweigerlich mit einer kleinen Stichflamme endete, sodass er binnen einer Woche bereits drei Vorhänge, fünf Bäume und die Geduld sämtlicher Nachbarn in Brand gesetzt hatte; mit einem Wort: Es war allerhöchste Zeit für den Drachendoktor. Der Drachendoktor – ein distinguiertes Wesen mit Asbestkittel, feuerfesten Handschuhen und einem Stethoskop aus geschmolzenem Mondmetall – führte seine Praxis in einer Höhle, die so eingerichtet war, dass sich selbst ein ausgewachsener Feuerdrache auf die Untersuchungsliege legen konnte, ohne dass diese sofort in Rauch aufging; die Zeitschriften im Wartebereich bestanden aus verbrannten Pergamenten, auf denen die Worte „Drache und Gesundheit“ gerade noch entzifferbar waren, und neben dem Wasserspender stand, zur allgemeinen Sicherheit, ein 10.000-Liter-Feuerlöscher.

Der Drache betrat die Praxis mit einem leisen Schniefen und einem dumpfen *Räuspern*, das sofort den Türrahmen schwärzte; die Sprechstundenkobolde, die gleichzeitig Rezeptionisten und Brandschutzbeauftragte waren, rollten seufzend bereits den Ersatztürrahmen heran, denn sie kannten solche Patienten und ihre lodernde Begrüßung.

„Setzen Sie sich, bitte“, sagte der Drachendoktor in einem Ton, der irgendwo zwischen stoischer Gelassenheit und der resignierten Stimme eines Mannes lag, der täglich von Flammen angehaucht wird. Der Drache ließ sich auf den Wartefels sinken, hustete – *fwooooosh* – und entzündete dabei das Sprechstundenbuch. „Ach, das macht nichts“, murmelte die Arzthelferin und zückte das Routineeimerchen Sand.

Im Wartezimmer saßen bereits zwei weitere Gestalten, die so gar nicht in ein gewöhnliches Wartezimmer passten, aber für den Drachendoktor Alltag waren: eine Hydra mit sieben Köpfen, die gleichzeitig niesen mussten, sodass das ganze Gestein bebte wie bei einem kleinen Erdbeben; und ein Basilisk mit einer dicken Erkältung, der vor lauter Schnupfen so tränende Augen hatte, dass er trotz seines berühmten Blicks nur noch Seifenblasen statt Versteinerungen zustande brachte.

„Entschuldigung“, schniefte die Hydra, wobei der erste Kopf in ein Taschentuch trompetete, während der zweite schon nach einem neuen griff, der dritte nörgelte, das Papier sei zu kratzig, der vierte schimpfte auf den Zug im Wartezimmer, der fünfte schwor, er habe das Taschentuch als Erster beansprucht, der sechste sang eine klägliche Melodie, und der siebte schlief währenddessen ein – kurzum: eine Sinfonie des Chaos, die selbst den Basilisken vor Erschöpfung schielen ließ.

Der Drache setzte sich höflich neben sie, hustete ein kleines *Fffrrroomp*, und entzündete dabei unglücklicherweise den Stapel „Drachendoktor-Magazin, Ausgabe Mai“. Die Hydra klatschte begeistert, sechs Köpfe gleichzeitig, während der siebte im Schlaf nickte, und der Basilisk nuschelte durch sein Taschentuch: „Endlich mal Stimmung hier.“

Die Sprechstundenkobolde kamen sofort mit Ersatzlektüre: einem „Ratgeber für Feuerunfälle im Haushalt“ und einem zerlesenen „Kreuzwörterrätsel für Ungeheuer“. Der Drache versuchte, sich abzulenken, doch jedes Mal, wenn er „sechs Buchstaben, Reptil mit Flügeln“ las, musste er grinsen, husten – und schwupps war die Rätselseite erneut verkohlt.

An der Wand hing ein Kinderdrachenposter, das in bunten Lettern verkündete: „Bitte husten Sie verantwortungsvoll – Ihre Mitmonster danken es Ihnen!“ Darunter baumelte ein Kästchen mit Notfall-Marshmallows zum Löschen kleiner Flämmchen im Wartezimmer. Niemand wagte es, einen zu nehmen, denn die Hydra behauptete, sie habe das ganze Kästchen schon geistig reserviert. Als endlich sein Name aufgerufen wurde, seufzte der Drache fast erleichtert. Denn zwischen Hydra-Geschrei, Basilisken-Geschniefen und dem ständigen Sandgestreue der Kobolde fühlte selbst ein Feuerdrache sich fast schon wie der Vernünftigste im Raum.

Die Untersuchung verlief ebenso spektakulär wie absurd: Zunächst bat der Doktor den Drachen, tief einzuatmen, was damit endete, dass der Doktor einmal quer durch die Praxis geschleudert wurde, weil die Lunge des Patienten wie ein Schmiedebalg im Übermaß funktionierte. Dann versuchte er, mit einem Holzspatel in den Hals zu schauen, woraufhin der Spatel zu Kohle zerbröselte. Schließlich seufzte der Doktor, notierte etwas auf einem besonders hitzebeständigen Klemmbrett und sprach die Diagnose aus: „Ganz klassisch – ein feuriger Reizhusten.“

Die Therapieempfehlung klang wie aus einem Märchenkochbuch: „Viel Drachenminztee, eine Woche keine Prinzessinnen verschlingen, und vor allem die Flammen nur im Freien husten – es ist ja niemandem geholfen, wenn Ihre Bettdecke jede Nacht zu Asche zerfällt.“ Dazu verschrieb er ein Hustenspray auf Basis von gefrorenen Regenbögen, das kühlend wirkte und nur dreimal am Tag eingenommen werden durfte, damit es nicht versehentlich den gesamten Verdauungstrakt vereist.

Der Drache nickte ergeben, schnaufte einmal tief, was sofort die Hälfte der Arzthelferinnenfrisuren in ruinöse Rußskulpturen verwandelte, und versprach, sich an die Ratschläge zu halten – auch wenn die Aussicht, eine Woche lang keine Prinzessin als Mitternachtssnack zu verputzen, ihn doch mit einer gewissen Bitterkeit erfüllte.

Als er die Praxis verließ, stand draußen bereits die Feuerwehr bereit, freundlich winkend und mit einem Schild: „Lieber Drache, bitte nach links ausatmen – Wohnsiedlung rechts.“

Daher stapfte der hustende, aber nun behandelte Drache hinaus in die Welt, ein wenig weniger feurig, dafür umso entzückender in seiner unbeholfenen Bemühung, niemandem aus Versehen den Pony zu versengen.

Wir, zwei

Nach vielen Jahren des engen Zusammenhalts hatte sich unsere Verbindung nach und nach gelöst, erst ein wenig, dann immer schneller, ehe wir auseinanderbrachen und die gemeinsamen Stränge und Verbindungen verloren. Die Ursachen waren relativ schnell gefunden, und wir beide widersprachen auf keinen Fall der These, dass die lange Trockenheit, die sich in unser Umfeld geschlichen hatte, dazu geführt hatte, denn es fehlte schon seit langem an essentiellen Bemühungen, die Umgebung für unsere Verbindung zu verbessern; niemand schien ein Interesse daran zu zeigen, dass wir unseren Zusammenhalt nicht verloren hatten, ganz gleich, wie sehr wir auch darauf aufmerksam machten – vielleicht waren wir nur nicht auffallend genug gewesen. Jetzt aber war der ultimative Notfall eingetreten, der Kitt zwischen uns beiden hatte seine Wirkung verloren, und wir waren uns sehr unsicher, ob dieser Schaden reparabel war. Im momentanen Zustand würden die Teile unseres Zusammenseins noch passen, doch je länger wir getrennt waren, desto mehr war davon auszugehen, dass einzelne Stränge verkamen, sodass die Enden nicht mehr verflochten werden konnten, da wir uns beide, getrennt voneinander, sicherlich anders entwickeln würden, als wenn wir zusammengeblieben wären. Diese elementare Angst umtrieb uns, gebar unsere Ängste und ließ jede Sorge real werden, die wir uns in unseren dunkelsten Stunden ausmalten.

Dann aber kehrte das Licht in unsere Verbindung zurück – oder vielmehr die erneute Zweisamkeit –, denn von dem einen auf den anderen Moment wurden wir entdeckt, unser Auseinanderbrechen bedauert, ehe der abgebrochene und auf den Boden gefallene Teil, mit Sekundenkleber beträufelt, fest an den anderen gedrückt wurde, um den entstandenen Schaden zu reparieren und die alte Verbindung wiederherzustellen.

Punkte für Paula

Paula liebt das Lesen. Nicht das schnelle Überfliegen oder das digitale Wischen, sondern das wirkliche Lesen – mit der Seele, den Fingerspitzen, den feinen Antennen ihres Denkens. Paula ist blind seit Geburt, doch sie sagt, sie sei nur in einer anderen Sprache groß geworden. In Braille.

Wenn man sie fragt, ob sie etwas vermisse, lächelt sie dieses ruhige Paula-Lächeln und sagt: „Vielleicht Farben. Aber ich höre ja, wie sie klingen.“ Dann klopft sie mit dem Zeigefinger auf ein unscheinbares, dickes Buch, als wolle sie ihm ein Geheimnis entlocken.

Braille ist für Paula wie Musik. „Jede Zeile ein Rhythmus, jeder Absatz ein Taktgefühl. Man liest mit der Haut – und anschließend mit dem Herzen“, erklärt sie, während ihre Finger in ruhiger Selbstverständlichkeit über die erhabenen Punkte gleiten. Sechs Punkte pro Zeichen, unzählige Kombinationen und damit eine Welt, die sich nicht auf einen Blick, sondern nur mit Geduld erschließt. Paula sagt, Brailleschrift sei wie eine Einladung zum Ankommen. Keine Hast, kein Huschen – sondern ein Dasein im Moment, in ihrem Moment.

Wenn sie sehenden Kindern Braille beibringt, zeigt sie ihnen zuerst keine Buchstaben, sondern Punkte. „Ein Punkt kann alles sein – Anfang, Frage, Rufzeichen oder einfach nur Mut.“ Die Kinder lachen erst, dann hören sie zu. Und irgendwann streichen auch sie mit geschlossenen Augen über das Papier – als würden sie die Welt zum ersten Mal berühren.

„Das Sehen hat viele Formen“, erklärt Paula. „Wer einmal mit den Fingern gelesen hat, merkt: Unsere Sprache ist größer, als wir denken.“

Und während sie das sagt, liest sie weiter – in einem Buch ohne Bilder, aber voller Farben, die zu ihr klingen.

Die große Beständigkeit

Das Herunterschlucken der zusammengekauften, klebrigen Masse war ein Akt der Notwendigkeit, der jedoch mit dem Wissen vonstattenging, dass die Energie, die in dem Schokoriegel gesteckt hatte, vom Körper wohlwollend aufgenommen werden und den Blutzuckerspiegel steigen und Energie freisetzen lassen würde, um die anstehenden Aufgaben der nächsten Stunden erledigen zu können. Wie es bei solchen Genüssen oft der Fall war, verlangte der Körper sofort Nachschub – er war biologisch so programmiert worden, dass es immer weitergehen könnte, solange weitere Nahrung verfügbar erschien. Doch da der Riegel nun aufgeessen war, zerknüllte ich das Papierchen, erfreute mich ein letztes Mal an dem karamelligen Geschmack auf der Zunge und warf die Verpackung in den Müll.

Das Kauen dieser klebrigen Masse, deren feste Struktur durch das Zermahlen der Backenzähne in eine Art Schokoladen-Karamell-Brei verwandelt wurde, angefeuchtet durch den eigenen Speichel, klebte ein bisschen an den Zähnen – der Karamell in der Mitte des Riegels war sicherlich einer der besten natürlichen Kleber, die ich kannte. Zudem war Karamell einer der leckersten Bestandteile eines Schokoriegels, und ich konnte an keinem neuen Schokoriegel im Regal vorbeigehen, ohne ihn zu probieren, wenn er Karamell in seinem Inneren trug. Diesen Riegel hier hatte ich schon sehr oft genossen, und die Vorfreude, die mein Gehirn ausgesandt hatte, wurde vollends bestätigt, dass dieser einer der allerbesten war.

Als die Schneidezähne den Riegel das erste Mal berührten und nur wenige Millisekunden später die Zunge die ersten Rezeptoren aktivierte, durchfuhr mich ein immenses Gefühl der Zufriedenheit, und die Vorfreude auf die Geschmacksexplosion im weiteren Verlauf des Kauens kulminierte in ihrem Höhepunkt.

Der Blick, den ich auf den halb ausgepackten Schokoriegel heftete, erfüllte mich mit einem strahlenden Lächeln, als ich sah, wie feine Rillen auf der Oberfläche des Schokoriegels als eine Art individuelles Muster entlangzogen, und ich stellte mir in meinem Geist vor, dass das die sanften Hügel sind, an denen die Kühe weideten, die die Milch für diesen Riegel gaben. Aber auch die abgerundeten Kanten luden ein, eine Weile in der Fantasie zu verweilen, denn jedes kleine Bisschen des Riegels strömte Harmonie aus und schien meine innersten Gelüste mit sanfter Stimme rufen zu wollen.

Ich spielte mit der Packung des Schokoriegels, den ich soeben gekauft hatte, und wertschätzte die Beständigkeit des Designs, das scheinbar seit meinen Jugendtagen unverändert war – etwas Vertrautes in einer Welt der permanenten Änderung – las ein paar Wörter in die Zutatenliste hinein, ehe ich den Gedanken hatte, dass auch diese Rezeptur vielleicht schon seit Anbeginn der

Menschheit...nein, so etwas war unmöglich, und dennoch war es mir, als ob mich dieser Riegel schon mein gesamtes Leben begleitete.

Ich wartete an der Kasse der Tankstelle, an der ich mein Auto vollgemacht hatte, und schaute mir den Menschen vor mir an, der gerade bezahlte. Ich untersuchte seine Kleidung, seine Haltung, und als mein Blick zur Seite fiel, heftete sich mein Blick auf das Regal mit den Schokoriegeln, und sofort startete mein Gehirn Botenstoffe, die mich beeinflussen wollten – und wie fast immer gewannen sie. Als ich an der Reihe war, ging meine Hand wie ferngesteuert nach unten und griff in die bereitliegenden Köstlichkeiten, und indem ich mir einen Schokoladen-Karamell-Riegel nahm, hüpfte mein Belohnungszentrum im Gehirn bereits im Vorfeld des Genusses wie wild herum – Vorfreude war doch die schönste Freude.

Die Lyrik-Annäherung

Es wird Zeit, sich der Lyrik ein wenig anzunähern, sage ich mir und bin mir völlig bewusst, dass mir keine Literaturform ferner ist als die verkürzte, zusammengepresste, auf das Wesentliche reduzierte und dennoch mit jedem Wort die Fantasie öffnende Lyrik, die ich bereits zu Dutzenden geschrieben habe – doch davon ist nicht mal annähernd etwas Brauchbares dabei.

Es kann doch nicht sein, dass mir Vers- und Reimformen in Theaterstücken recht einfach von der Hand gehen, aber wenn es dazu kommt, präzise, konkret und spezifisch über einen Sachverhalt zu schreiben, scheitere ich in kolossalem Ausmaß.

Woher kommt es, dass das Verfassen von Prosatexten und Theaterstücken viel mehr miteinander zu tun hat als das Verfassen von Versen? Ist es, dass es bei der platzschonenden Lyrik darum geht, auch noch den letzten Tropfen von unnötigem Ballast von den Worten zu schälen, während bei den anderen Textformen die exponentielle Vermehrung der Worte im Zusammenspiel mit den Inhalten zugrunde liegt?

Ach, das ist doch alles Kokolores! Schon wieder viele Worte für nichts! Und wieder nichts! Verschwendet!

Also: aufhören, über Lyrik nachzudenken! Wenn sie denn nicht immer wie ein Wiedergänger zurückkäme, um mich von Neuem zu martern!

Also setze ich mich hin, schreibe nur das Wichtigste meines Gedankens auf, kürze alles, was unnötig wirkt, prüfe die schmalere werdende Zahl an Wörtern auf Gewicht des eigenen Inhalts, streiche, formuliere um, wage mich ins Unbekannte und ende damit, dass die drei Wörter auf dem Blatt Papier, das vor mir liegt, nicht mal für einen Haiku ausreichen würden.

Habe ich eigentlich nichts zu sagen? Weil ich es nicht so formulieren kann, dass auch das Unsagbare im Sagbaren aufgeschrieben steht? Muss ich immer alles sagen, was ich zu sagen habe? Ist Lyrik alles, was ich nicht bin? Und wer bewertet das eigentlich?

Ich höre mein lyrisches Ich in mir sanft schwingen und ich lausche den hauchzarten Worten, die mir sagen, dass ich Sinnvolleres tun kann, als über etwas nachzudenken, das ich so oder so nicht kann. Wenn es denn doch nicht so viel Spaß machen würde, das mit der Lyrik, die ich so verfasse – auch wenn sie keinen interessiert!

Verregnet

Es regnete nun schon seit Tagen, und obwohl wir im Vorhinein wussten, dass an der Küste ein solches Wetter vorherrschen konnte, waren wir der sicheren Meinung, dass wir Glück haben würden – und wurden sichtlich enttäuscht. Der Anreisetag war noch einigermaßen schön gewesen; nach einem kurzen Schauer konnten wir über den feuchten Damm laufen und das Wechselspiel der Farben bewundern, das die unter einem Wolkenband durchscheinende Sonne, kurz oberhalb des Horizonts, mit der Natur vollführte. Alles wirkte mystisch, und wir saugten dieses Gefühl der unendlich wirkenden Weite, der rauen Wirklichkeit und der schönen Naturschauspiele in uns auf und gingen beschwingt und voller Vorfreude ins Bett, um von der Salzlucht beseelt lange auszuschlafen.

Das war vor sechs Tagen. Seither hatte es in einem durchgeregnet und selbst die Einheimischen tuschelten über das ungewöhnlich hartnäckige Regenwetter zu dieser Jahreszeit, das auch sie zwang, die meiste Zeit zu Hause zu verbringen. Die ersten beiden Tage in unserem Urlaub waren schnell vorbei – wir mussten einkaufen, schauten uns ein Museum an, gingen in eine Kinderhüpfhalle und spielten alles durch, was das Ferienhaus an Spielzeug besaß. Am dritten Tag mit Dauerregen hintereinander senkte sich bereits schlechtere Stimmung wie düstere Wolkenbänder über uns hinab, und wir behelfen uns mit einer ausgiebigen Medienzeit für die Kinder, die uns etwas Luft verschaffte, sich aber umso mehr rächte, da die Stimmung nach Beendigung der Zeit kaum schlechter sein konnte. Im großen Familienstreit wollte dieser Tag nicht enden, und das erste Mal geisterte die Idee durch unsere Köpfe, den Urlaub zum Wohle des Familienfriedens abubrechen. Am vierten Morgen schien es besser zu werden – der Regen hatte sich in einen Nieselregen verwandelt, und wir alle wollten auf Wattwanderung, präparierten uns entsprechend, kämpften den aufkommenden Widerwillen der Kinder erfolgreich nieder und befanden uns am weitest entfernten Punkt der Wanderung, als es wie aus Eimern zu schütten begann. An diesem Tag sollte sich die Stimmung bei keinem aus der Familie wieder so sehr normalisieren, dass auch nur ein wertschätzendes Wort möglich erschien. Wir vermieden jede unnötige Konversation und gingen früh und frustriert über den bisherigen Urlaubsverlauf ins Bett, schliefen lange und hatten am nächsten Morgen das Gefühl, dass die dunklen Wolken vorübergezogen waren – doch es sollte sich herausstellen, dass die dunklen Wolken außerhalb des Ferienhauses nur noch dunkler geworden waren. Wir überlegten, was wir trotz der Einschränkung machen konnten, und einigten uns darauf, einen Tag in einem Schwimmbad in einer nahen Stadt zu verbringen, packten mit neu erwachter Energie alle Schwimmsachen, die wir eigentlich für Meeresausflüge eingeplant hatten, in Taschen und machten uns auf den Weg – nur um zunächst keinen Parkplatz in der Nähe zu finden, ehe wir vor dem Schwimmbad in einer langen Schlange

anstanden, zwischendurch, kurz vor dem Einlass, eine halbe Stunde zusätzlich warten mussten, weil niemand mehr reingelassen wurde, und als wir endlich, endlich rein durften, war das Schwimmbad so sehr überfüllt, dass jeglicher Spaß beinahe mit der Idee schon vernichtet wurde. Wir blieben viel weniger Stunden als geplant, liefen durchnässt vom Schwimmbad durch den weiterhin prasselnden Regen, ehe wir im Auto saßen, nach Hause fuhren und es muffig zu riechen begann – dieser Muff war es, der von unserer feuchten Kleidung in unsere Gedanken zog, und nach einer Keilerei zwischen den Kindern schnappten wir uns jeder eins und schliefen in getrennten Schlafzimmern – auch zum Schutz vor uns beiden untereinander. Nun ist der sechste Morgen vorbei, und der Regen wird laut Regenradar auch noch mindestens zwei Tage die Welt hier beherrschen, und die Angst, dass der Regen den gesamten Urlaub nicht aufhören wird, beherrscht unsere Gedanken, die bei allen nur noch auf ein Ziel gerichtet sind: Weg von hier! Zurück nach Hause, auch wenn auf dem Weg dorthin stundenlanges Schnecken tempo auf der Autobahn droht, ist alles besser als dieser Regen, der wie ein Schleier über der Landschaft, aber auch über unseren Gedanken hängt: Nur raus, nur weg von hier, ist die Devise! Im letzten Moment, bevor die Diskussion eskaliert und den letzten Rest Familienwürde zu vernichten droht, lenken wir alle ein, packen in Windeseile unsere Sachen und verlassen diesen Ort, dessen Erinnerungen tröpfchenweise trocknen werden – hoffentlich so schnell es geht!

Tagebuch eines Vollzeitgenervten

Als meine Eltern in den Urlaub fahren wollten und sie das Wort Sommerfrische fallen ließen, dachte ich an Strand und eine frische Brise und entschied, mit ihnen zu fahren, obwohl ich auch die Chance hatte, zu Hause zu bleiben. Es ist meinem Alter von 16 Jahren geschuldet, dass ich versuche, mich so wenig wie möglich mit meinen Eltern abzustimmen, da mir die lieb gewonnenen Freiheiten sehr wichtig sind. Daraus ergab sich, dass ich Sommerfrische falsch interpretierte und davon ausging, dass wir an einen Strand fahren würden, doch als wir uns auf dem Weg befanden und ich realisierte, dass das Navigationsgerät uns direkt in die Berge nach Österreich führte, schwante mir Übles. Doch ich hätte nie erahnen können, wie übel es werden würde, denn als wir ankamen, stellte ich fest, dass wir keinerlei Internet vor Ort besaßen – weder über kabelgebundenes WLAN noch über eine ausreichende Datenverbindung via Satellit oder Funk. Wir waren astrein von der Außenwelt abgeschnitten, und mir wurde langsam klar, dass ich weder die richtige Kleidung für die zwei Wochen eingepackt hatte noch einen Plan hatte, was ich die ganze Zeit über machen wollte, um nicht vollständig abgefickt zu sein. In der Überzeugung, dass wir nicht in die Berge, sondern an den Strand wollten, hatte ich vor allem dünne, kurze Klamotten eingepackt und war mir sicher, dass ich, am Strand liegend, die Brise und die Sonne genießen würde, doch es sollte ein Horrortrip am A-Punkt der Welt werden. Am ersten Tag nahm ich das Ganze noch mit einer Portion Humor, doch schon am zweiten Tag wachte ich mit knallenden Kopfschmerzen auf und war mir sicher, dass ich niemals wieder lebend nach Hause finden würde.

Ich verweigerte mich der ersten und der zweiten Wanderung an den folgenden Tagen und gammelte ohne Ziel und Verstand zuhause herum, tigerte durch die Wohnung und suchte nach einer Beschäftigung, doch mir wollte partout keine einfallen. Dem Kontakt zur Außenwelt beraubt, fiel mir nichts Sinnvolles ein, sodass ich am vierten Tag notgedrungen mit meinen Eltern auf eine Wanderung ging, in der Hoffnung, dass ich irgendwo einen Fetzen mobiles Internet finden würde, doch als ich diesen Fetzen endlich auf meinem Display in Form eines zarten Balkens zu sehen bekam, wurde mir schlagartig klar, dass mein Handyvertrag nicht für das EU-Ausland freigeschaltet war. In meiner Verzweiflung versuchte ich noch, über die App meines Anbieters die Freischaltung zu erwirken, doch die minimalistische Verbindung reichte nicht mal aus, um die App sauber mit dem Server zu verbinden, geschweige denn, irgendetwas zu ändern. Somit war ich auch meiner letzten Hoffnung beraubt, innerhalb des Urlaubs noch irgendwie mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Als wir am Ende des Tages nach Hause kamen, verkroch ich mich umgehend in mein Zimmer, und meine Eltern waren feinfühlig genug, um zu verstehen, dass ich diese tiefe Kurzdepression mit mir selber ausmachen musste, denn alles, was sie mir in diesem Moment gesagt hätten, wäre zu einer weiteren Vollkatastrophe ausgeartet. Ich weiß nicht, ob jemals jemand in der

Weltgeschichte in meinem Alter mit einer solchen Langeweile konfrontiert war, doch mir ging es, als würde die Welt absichtlich stehenbleiben, und wenn ich den Sekundenzeiger auf der Uhr beobachtete, wie er vor sich herkroch, hatte ich das Gefühl, in meinem Geist auch die Hundertstelsekunden mitzählen zu können. Mir war so langweilig, dass ich sogar vergaß, mein Handy zu laden, das mir sowieso nichts brachte, und ich tigerte wieder durch das Haus, in der Hoffnung, dass irgendein Geistesblitz mir half, diese Zeit zu überstehen. Als ich zum Abendessen gerufen wurde, sagte ich meiner Mutter, dass ich keinen Hunger hätte, doch sie nötigte mich, wenigstens eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen, und während ich lustlos auf einem Schinkenbrot vor mich herkaute, entdeckte ich an der Seite der Küche, auf einem Regalboden dahinschimmelnd, einen Schreibblock und entschied mich spontan, dieses Tagebuch eines Vollzeitgenervten anzufangen.

Ganz im Ernst! Welcher im Kopf nicht ganz sauber tickende Schwachmat hat sich das mit der Sommerfrische ausgedacht! Ich vermute, wenn Google funktionieren würde, würde ich herausfinden, dass irgendein Schlaumeier vor ein paar hundert Jahren auf die grandiose Idee kam, Kinder mit ihren Eltern in einen langweiligen Urlaub zu zwingen und diesen Sinnlostrip mit dem tollen Wort Sommerfrische aufpeppen zu wollen! Ich bin der festen Überzeugung, dass dieses Köderwort – denn anders kann man dieses Wort nicht beschreiben – in der heutigen Zeit im Strafgesetzbuch unter Kindesmisshandlung steht, denn anders kann ich mir kaum vorstellen, wie das heute gesehen wird! Wie kommen Eltern eigentlich auf die absurde Idee, dass Jugendliche in meinem Alter Bock haben, auf einer rustikalen Almhütte den ganzen Tag ohne Internet und nur mit frischer Luft zu verbringen? Erfüllt es nicht den Tatbestand der Kindeswohlgefährdung, wenn Eltern ihre Kinder nötigen, über mehrere Wochen abgeschnitten von der Gesellschaft und dabei jeglicher Kommunikationsmittel beraubt zu sein, um sich auf sich selbst zu konzentrieren? Wo kämen wir denn hin, wenn das rechtmäßig wäre?! Ich bin der festen Überzeugung, dass wir um mehrere Jahrhunderte zurückgeworfen werden würden, wenn die Eltern ernsthaft diese Strategie weiterbetreiben dürften! Gibt es kein verbrieftes Recht auf elementare Kommunikation, das ich besitze? Rechnen wir mal nach! 2 von 52 Wochen sind knapp 4 % an Jahreslebenszeit – und da ist die Fahrzeit großzügig rausgerechnet! Stellen Sie sich einfach mal vor, Sie wären 4 % weniger informiert! Das klingt im ersten Moment gar nicht viel, doch wissen sie eigentlich, wie viel 4 % an Informationsverlust wirklich bedeuten? Das kann in ganz vielen Dimensionen dazu führen, dass man raus ist, denn diese 4 % sind ja nicht verteilt auf ein Jahr, sondern massiert in zwei Wochen. Das bedeutet, wenn in diesen zwei Wochen elementare Dinge in meiner Umwelt passieren, von denen ich nichts mitbekomme und gegen die ich nichts unternehmen kann, sollten sie mich betreffen, wachsen diese 4 % schnell auf einen Einflussfaktor heran, der mein ganzes zukünftiges Leben verändern kann. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Angenommen, ich wäre in einer Beziehung –

und entweder wäre diese Beziehung noch in der rosaroten Anfangszeit oder vielleicht in einer kurz kriselnden Zeit – dann könnte es sein, dass die 4 % dazu führen, dass die Beziehung scheitert und mein ganzes Leben eine andere Richtung erhält! Wer würde für diese elementare Veränderung meines Lebens die Verantwortung übernehmen? Meine Eltern? Ha! Sicher nicht derjenige, der uns das Haus vermietet hat, in dem es kein Internet gibt? Sicherlich ist das in den AGBs ausgeschlossen! Derjenige, der vor hunderten Jahren das beknackte Wort der Sommerfrische erfunden hat? Sie wissen, worauf das hinausläuft! Meine Rechte werden mit Füßen getreten, es scheint allen egal zu sein, was mit meinem Leben passiert, auch wenn es am Ende nur 4 % meiner Jahreslebenszeit sind! Frische hin oder her – da verbringe ich den Sommer doch viel lieber in meiner stickigen Bude, wo mir wenigstens nicht langweilig ist! Lieber frisch in der Birne als frisch im Sommer, der nix Frisches am Start hat! So, da habt ihr meine Meinung zu Sommerfrische – und was mache ich jetzt die nächsten 10 Tage?